

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Achtunddreißigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1902.

1903/07



3981



Inhalt.

Alt-Heidelberg f. Theater 495.	Generalsitzung, die 484
Analyse der Empfindungen . . . 199	Geschichte f. Aufbau.
Arta, eine neue? 97	Geschichtliche Gesetzmäßigkeiten
f. a. Notizbuch 256.	f. Gesetzmäßigkeiten.
Artes Liberales 418	Gesetzmäßigkeiten, Geschichtliche 107, 159
Ärztliche Ethik f. Ethik.	Gesunbieten f. Eddy.
Aufbau, der, der europäischen Ge-	Gott hat's verziehen 358
schichte 55	Großherzog und Genosse 456
Aufsichtsräthe 13	Hygia 25
Baukalkülen 253	Hochbahn, die 326
Bauernfeld 136	Hugo, Victor f. Theater 490.
Begriff f. Theorie.	Ideale, die 1
Bismarck, Roland 514	Journalisten, die 381
Brotmacher 223	Kaisers Geburtstag f. Notizbuch 256
Brüsseler Zucker f. Zucker.	Kanonenfabriken 248
Carrière, Eugène 151	f. a. Notizbuch 374.
Darwinismus f. Krisis.	Kleinbahnen 414
Dichter f. Schaffen.	Kochs Hoffnung 94
Differenzierwand 42	Kohlenbergwerke f. Weisen-
Diplomatie, moderne 341	kirchen.
Duellfrage f. Notizbuch 376.	Kollegin, die f. Theater 496.
Eddy, Mrs. 263	Koubuitenliste f. Diplomatie.
Ginst und Jetzt 205	Krisis, die, des Darwinismus . 269
Empfindungen f. Analyse.	Krüger, Präsident f. Notizbuch
Erziehung und Erzieher 155	179.
Es lebe das Leben! f. Theater 330	Ruhlenkampff f. Notizbuch 178.
Ethik, ärztliche 397	Kunst, moderne 78
Eulenburg, Fürst Philipp f. Notiz-	Kunst, neue f. Ideale.
buch 257.	f. a. Notizbuch 48, 259, f.
Falkenhagen f. Notizbuch 378.	a. Artes.
Feldgeschütz f. Notizbuch 46.	Leben f. Es.
Feuernoth 285	Leidenenschaft f. Theater 497.
Frauenfrage f. Mutterrechte.	Licht, das große f. Theater 495.
f. a. Webb.	Lobau 320
Garten der Rosen 231	Magistrat von Berlin f. Notiz-
Geisenkirchen 132	buch 181.

Majestät der König	34	Seele, die moderne	243
Maison moderne, la	279	Selbstanzeigen 92, 130, 175, 215, 246 293, 324, 365, 406, 445, 488, 524	
Meteora	301	Sejession und Sejessändgen	409
Minenschwindel	368	f. a. Artes.	
Möller, Handelsminister f. Notiz- buch 370.		Soldaten, deutsche, im Feindesland	465
Moriz und Nina	137	Sozialdemokratie f. Einft, f. a. Großherzog und Genosse.	
Mündhausen f. Theater 497.		Staatsanleihen, drei	527
Musik f. Pangermanismus.		Stadtfinanzen	220
Mutterrechte	183	Sternennacht	237
Nacht, die tausendundzweite	74	Stunden, lebendige	535
Napoleons Limonade	435	Tagebuch, Venezianisches	499
Nase, die nobilitirte	126	Tausend und zweite Nacht, die f. Nacht.	
Notizbuch 46, 177, 256, 370, 530		Theater	330, 490
Pädagogische Psychologie f. Psy- chologie.		Theorie des Begriffs	233
Palmarum	459	Thronrede f. Hera.	
Pangermanismus in der Musik.	476	Tirpiz' Erlass f. Notiz- buch 258.	
Pierfon, Geheimrath, f. Notiz- buch 379.		Traumnacht	364
Plastik, neue	438	Treberprozeß	296
Poststeuer	289	Tribunal und Szene	402
Pratervermüftung	88	Turnstunde, die	211
Prinz Heinrichs Amerikareise f. Meteora, f. a. Journa- listen, f. a. Saturnalien.		Velfen, Lieutenant	519
Professores	49	Venedig f. Tagebuch.	
Psychologie, Pädagogische	99	Vereinsrecht	123
Publikum, das	428	Verse	11
Puß f. Theater 498.		Volksaufklärung f. Theater 498.	
Raritätenbetrug	29	Webb, eine deutsche Beatrice	307
Rechtsstudium f. Reform.		Wreschener Politik	218
Reform, die, des Rechtsstudiums	390	f. a. Notizbuch 48, 371.	
Reichsanleihen	170	Zechenpolitik	449
Rom, wo liegt?	505	Zolltariffkommission f. Notiz- buch 180, 370, f. a. Brotwucher.	
Saturnalien	421	Zucker	452
Schaffen, das, des Dichters	348	Zucker, Brüsseler	479
Schillerpreis f. Artes.			



Berlin, den 4. Januar 1902.

Die Ideale.

Diesmal, geehrter Herr, haben Sie mich nicht überzeugt. Aber auch "garnicht. In Ihrem Artikel über die deutsche Muse nämlich. Manchmal gelingt es Ihnen, trotzdem ich über die meisten Dinge ganz andere Meinungen habe, mich zu dem Bekenntniß zu bringen: Was er sagt, könnte, da ers nun einmal von dieser Seite sieht, Einiges für sich haben. Diesmal gelang es nicht. Wollen Sie denn im Ernst behaupten, es sei ein Glück, daß der Kaiser die neue Kunst nicht protegirt? Daß es nicht besser, nicht herrlich wäre, wenn Klinger, Hildebrand, Obrist und Künstler ähnlichen Wesens für die Puppenallee gearbeitet hätten, statt der armen Epigonen? Wenn Liebermann dem Monarchen so nah stünde wie jetzt leider Anton von Werner? Wenn Herrscherportraits von Lepsius gemalt, Festsäle von Hofmann, Brandenburg oder Corinth geschmückt, Jagdreviere von Leistikow, Meeresstimmungen von Jakob Alberts dargestellt würden? Wenn Hauptmann, nicht Wildenbruch, den Schillerpreis erhielte, statt des 'Eisenzahns' und des 'Großen Lichtes' Jbsens Baumeister Solnek selbst auf die Hofbühne käme und der Dombau van de Velde anvertraut worden wäre? Das könnte der Kunst, dem Reich, dem Volk doch nur nützen, nur dahin führen, daß die Kultur, nach des Kaisers Wunsch, bis in die untersten Schichten durchdringt. Sie sprechen ja selbst von den Medici, die nur gute, nur die allerbeste Kunst förderten und deren Protektion den Künstlern wahrlich nicht geschadet hat. Nein: ich verstehe Sie gar nicht. Schon der Titel scheint mir falsch. Worum denn 'Die deutsche Muse'? In deren Herrschaftsgebiet braucht doch nicht Mittelmäßiges

und Schlechtes nur zu entstehen. Und dann Julian! Da hat Ihr Gedächtniß Sie wohl im Stich gelassen? Durch Julians Gunst hat das Christenthum doch nicht den Sieg errungen. Gerade er hat ja die neue Lehre leidenschaftlich bekämpft und Sie selbst haben mehr als einmal hier vom Kampf des Kaisers gegen den Galiläer erzählt. In der vorigen Woche meinten Sie wahrscheinlich Konstantin und dachten an das Konzil von Nicæa. Das wäre nicht weiter schlimm; wenn nur Ihre ganze Darstellung der traurigen Angelegenheit, so sehr ich Ihr Urtheil über die Siegesallee billige, mir nicht so falsch schiene" . . . Angenehm ist's nicht, zwischen Weihnachten und Neujahr solche Briefe zu bekommen; aber nützlich. Man lernt erkennen, wie das gedruckte Wort wirkt, welcher Mißdeutung es ausgesetzt ist, von welchem Wall ehrwürdiger Zwangsvorstellungen es abprallen kann. Und man erwirbt das Recht, ein wichtiges Thema in Ruhe noch einmal zu behandeln.

Zuerst also der Titel. Sprach Lassalle wahr, als er sagte, über der Deutschen Häupter seien die großen Geister wie ein Kranichschwarm hingezogen, ohne im Sinn des Volkes dauernde Spur zu lassen? Ist Schiller sogar schon vergessen? Der schrieb unter den Titel „Die deutsche Muse“ die Verse:

Dein augustisch' Alter blühte,
 Deines Medicäers Güte
 Räthelte der deutschen Kunst;
 Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
 Sie entfaltete die Blume
 Nicht am Strahl der Fürstengunst.
 Von dem größten deutschen Sohne,
 Von des großen Friedrich Throne
 Ging sie schutzlos, ungeehrt.
 Ruhmend darfs der Deutsche sagen,
 Höher darf das Herz ihm schlagen:
 Selbst erschuf er sich den Werth.
 Darum steigt in höhern Bogen,
 Darum strömt in vollern Wogen
 Deutscher Barden Hochgesang.
 Und in eigner Fülle schwellend
 Und aus Herzens Tiefen quellend,
 Spottet er der Regeln Zwang.

Die Behauptung, der Titel dieses noch heute nicht veralteten Gedichtes passe nicht für eine Betrachtung der kaiserlichen Kunstproklamation, wird der Brieffschreiber selbst im Aerger kaum halten können.

Und Julian? Daß nicht er, sondern Konstantin offiziell das Christenthum zur Staatsreligion machte, ist mir nicht ganz unbekannt. Nicht ihm

aber, nicht dem Jahr 324 und nicht dem im nächsten Jahr nach Nicaea berufenen ökumenischen Konzil dankt die Galiläerlehre die dauernden Siegesichernde Macht. Nach wie vor Nicaea rausten Arianer und Athanasianer, lähnten sie die Propaganda; und das neue Regime der Duldsamkeit war der Sache der Christenheit nicht nützlicher als das heidnische Wüthen der Maximinus, Decius, Diokletian. Die Einheit des Fühlens, die Erlösung aus dumpfer Sektenege war noch nicht erreicht; diesen werthvollsten Gewinn konnte die junge Gemeinschaft, der noch so wenig gemeinsam war, erst in einem letzten, entscheidenden Kampf erstreiten. Wohl durfte Gibbon sagen, jeder Sieg Konstantins habe der Kirche irgend eine Erleichterung oder Wohlthat gebracht, aber auch: „Schlau hielt er Furcht und Hoffnung seiner Unterthanen im Gleichgewicht; so erließ er in dem selben Jahr zwei Edikte, von denen das eine die Pflicht zur Feier des Sonntages einschärfte, das andere die regelmäßige Befragung der Haruspices vorschrieb.“ Von ihm, dessen Gebet mit heissester Inbrunst Phoebus Apollo, den Strahlenden, im Gewölk suchte, stammt die Bezeichnung des Ruhetages als des dies solis; „seine Freigiebigkeit stellte die Tempel der alten Götter wieder her und bereicherte sie; die Medaillen, die aus der kaiserlichen Münze hervorgingen, tragen die Gestalten des Jupiter und Apollo, des Mars und Herkules und seine kindliche Liebe vermehrte den Rath des Olymps durch die feierliche Apotheose seines Vaters Konstantius“. Galiläergeist spricht nicht aus solchem Handeln. Das Motiv, das Konstantins Befehring wirkte, ist noch heute nicht ganz entschleiirt. Vielleicht war es, wie Gibbon sagt: „Seine Eitelkeit wurde durch die schmeichelnde Versicherung gefesselt, daß er vom Himmel auserwählt sei, um über die Erde zu herrschen; der Erfolg hatte sein Recht auf den Thron bestätigt und dieses Recht gründete sich auf die Wahrheit der göttlichen Offenbarung“. Vielleicht wird seine Stimmung richtig mit dem Wort angedeutet, das der churfurchtlose Satiriker ihm auf die Lippe legte: *Les saints autels n'étaient à mes regards qu'un marchepied au trône des Césars.* Das Bündniß von Thron und Altar hat der Sohn des Konstantius geschaffen; die innere Kraft der Christenheit aber erwuchs erst in dem Kampf, den der Apostat gegen sie führte. Nur ein Jovian, dessen Vorgänger Julian war, konnte wirken, sich offen zu Athanasius bekennen, den Glauben an Griechenlands Götter entwurzeln. Fast möchte man die Apostasie für ein klug erfonnenes Mittel politischer Taktik halten und meinen, der seine Geist Julians, des intellectuel, der so gern in Paris lebte, habe bewußt durch die Selektion eines harten Kampfes die zerfahrene, zank-

füchtige Schaar gestählt, die den Meisten noch immer nur eine jüdische Sekte war. Dem Manne, der auf dem Tigris seine ganze Flotte verbrennen ließ, um den Truppen die Hoffnung auf einen bequemen Rückzug abzuschneiden und sie vor die Wahl zwischen Sieg und Tod zu stellen, wäre solches Beginnen wohl zuzutrauen. Jedenfalls hat er, bewußt oder unbewußt, für das Erstarken des Christenthums mehr gethan als ein anderer Imperator. Darin stimmen, seit die schriftlichen Anklagerufe Gregors von Nazianz verhallt sind, beinahe alle Beurtheiler überein. Schon Gibbon meinte, der Triumph des Christenthums sei „in gewissem Grade“ Julian zuzuschreiben. Renan, der in Theodosius den ersten Kaiser eines christlichen Reiches sieht, sagt, die innige, liebevolle Christengemeinschaft sei erst nach dem Kampf, den die Galiläer unter Julian zu bestehen hatten, möglich geworden. Und Strauß schließt seine oft geschmähte Schrift über den Romantiker auf dem Thron der Caesaren mit dem Satz: „Unfehlbar muß jeder Julian — Das heißt: jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt — gegen den Galiläer oder den Genius der Zukunft unterliegen.“

Der Titel und die Erinnerung an Julian stimmen, wenn sie Manchem auch nicht gefallen mögen, im Sinn wenigstens also zusammen. Ueber den Gedanken läßt sich natürlich streiten; immerhin sollte ihn Jeder nachdenken, ehe er ihn verwirft. Wäre es wirklich besser, „wenn Klinger, Hildebrand, Obrist und Künstler ähnlichen Wesens für die Puppenallee gearbeitet hätten“? Ähnlichen Wesens! Jeden der angeführten, jeden selbständig schaffenden Künstler trennt von dem anderen, mag er auch Thür an Thür mit ihm hausen und in dem selben Saal ausstellen, eine Welt, eine Weltanschauung. Das lehrt ein Blick in die Säle der Berliner Sezession, wo Klinger jetzt neben Hofmann zu sehen ist. Diese Künstler müßten einen Theil ihrer Persönlichkeit opfern, um für das Haus Hohenzollern arbeiten zu können. Klinger dürfte seinen Beethoven nicht auf einen Thron setzen, der ja nur legitimen Herrschern gebührt. Liebermann dürfte für Brunkgemäcker den Kaiser nicht malen, wie er den hamburger Bürgermeister Petersen gemalt hat, den ja sogar die bürgerliche Senatorenfamilie schon „scheußlich“ und der Kunsthalle unwürdig fand. Lepsius müßte auf die feine Kunst des unerbittlichen Psychologen, Alberts auf den leisen Reiz frommer Intimität verzichten. Viele brächten das Opfer gern; der Lockung eines großen Auftrages, der nicht nur Geld und Ruhm, der oft überhaupt erst die Möglichkeit voller Bethätigung verheißt, widersteht selten Einer. Die ansehnlichere Standbildervereihe, die wir

dann im Thiergarten hätten, wäre aber recht theuer bezahlt. Der Vorschlag, Henry van de Velde für Preußens Hauptstadt einen Dom bauen zu lassen, klingt wie ein Witz. Dem Belgier, dessen leidenschaftliche Logik alle aus toten Kulturen stammende Tradition als unbrauchbar bekämpft, ist der Bau einer Kirche sicher kein Herzensbedürfnis; er müßte sein eigenstes Wesen aufgeben, wenn er für den summus episcopus der preussischen Landeskirche einen Dombauen wollte. Und wenn der Kaiser sagt, „jedes Kunstwerk müsse immer ein Körnchen von dem eigenen Charakter des Künstlers in sich bergen“, so werden Viele sich nicht mit solchem Körnchen begnügen, sondern fordern, das Kunstwerk müsse, jeder Theil und jedes Ornament, das dem ersten Blick unverkennbare Gepräge der Persönlichkeit tragen, die es schuf. In der Siegesallee wird man die Professoren Wegas und Brütt erkennen; die Namen der anderen Bildhauer wird nur der in berliner Ateliers Heimische errathen. Und doch sind Klassizisten aus der Rauchschule, mit Schaper und Siemering an der Spitze, Barockplastiker und angeblich Moderne darunter; und doch sagt der Kaiser, er habe ihnen „absolute Freiheit“ gelassen. Freiheit in Grenzen, die Jeder von ihnen kannte, auf die Keiner sie hinzuweisen brauchte; Freiheit, die sich mit den Ueberlieferungen des Hohenzollernhauses verträgt. Welche Erwägungen da mitwirkten, beweist eine wahre Geschichte. Als einem der Hofbildhauer gesagt wurde, er habe seinen Preußenkönig in Kopf und Haltung Wilhelm dem Zweiten auffallend ähnlich gemacht, antwortete er, mit überlegenem Lächeln: „Das wollte ich ja!“ Ob Vasari, als er Lorenzo, Bronzino, als er Giovanni dei Medici malte, auch solche Rücksichten kannten? Die Medici waren nicht angestammte Herrscher, sondern Großkapitalisten, Parvenus, Ahnen höchstens, nicht Enkel. Sie schleppten nicht die goldene Last dynastischer Ueberlieferungen mit sich und hatten, ehe sie einen Künstler wählten, nicht erst lange zu fragen, ob er auch schlicht und fromm sei nach altem Brauch. Ihr Schicksal wies ihnen den Weg, den der neue Geist beschritten hatte. Als sie Päpste geworden waren, hätten sie einem Künstler, dessen Atheismus in Rom bekannt geworden wäre, wahrscheinlich keinen Auftrag mehr gegeben. Damals aber, vor dem neuen Masseneinbruch in das Feld der Geschichte, that zwischen Besitz und Bildung sich noch keine Kluft auf und unmöglich war ein Zustand, wie Herr von Wildenbruch ihn in einem wunderlichen Artikel über den Schillerpreis jüngst prophetisch verkündete: „Dann kommt Das, was Feinde und Böswillige ersehnen und was ich, weil ich es als ein nationales Unglück betrachte, mit allen Kräften verhindern möchte, dann entsteht auf dem Gebiet, wo Deutschlands edelste Geistesfrüchte ge-

beihen, eine tiefe, alles gegenseitige Verständniß ausschließende, vielleicht nie mehr zu überbrückende Kluft zwischen dem Kaiser und seinem Volk.“ Kein Volk hatte in Medicäerpläne hineinzureden, kein Künstler stand vor der bangen Wahl, ob er dem Hof dienen wolle oder dem Demos. So hoch wie heute wagte der Ehrgeiz der Künstler sich auch kaum. Sie fühlten sich als Handwerker — das Portrait Michelangelos zeigt den Typus des Handwerkers, freilich eines vom Dämon besessenen — und setzten ihren Stolz darein, ihre Arbeit besser zu machen als der Nachbar und mindestens eben so gut wie der Konkurrent aus Venedig, Spanien oder Holland. Daher kommt vielleicht die beruhigende Einheit in manchen Räumen des Palazzo Pitti und der Uffizien, das überlebende Sinnbild einheitlicher Kultur. Diese Männer sprachen, wie sie dachten, malten und meißelten, wie sie empfanden, und brauchten nichts zu opfern, nichts ihrem Willen anzuschließen, wenn sie eines Fürsten Auftrag ausführten. Und die klügsten Fürsten konnten dem Künstler getrost die Ausführung überlassen, weil sie wußten, der Mann werde nichts liefern, was in ihre Säle, Gärten, Gräfte nicht passe.

Das ist nun anders geworden. Nicht seit gestern, nicht durch die Schuld der Fürsten, nicht nur in Monarchien. Als Overbeck mit seinen Jüngern im römischen Kloster San Sordano saß, trennte ihn schon eine Welt von Canova und Rauch, die, nicht weit von ihm, unter dem Himmel der selben Stadt antiker Skulptorenkunst nachzuschaffen versuchten. Und um wie viel breiter noch war die Kluft zwischen den Künstlern, die Ludwigs, des Bayernkönigs, Walthalltraum in Stein meßten, und William Turner, der von der Landstraße aus das Wunderwerk entstehen sah und nur die Stimmung, das Farbenspiel des Lichtes der Wiedergabe werth, zur Darstellung reizend fand! Leer und leerer ward's seitdem über den Wolken; der alte Glaube war verbraucht und dennoch wurde die Natur wie eine feindliche, des Bändigers spottende Bestie vom Menschenneid gehaßt, vom Menschenhochmuth verachtet. Mußte sie für alle Zeiten gehaßt und verachtet, konnte sie nicht, gerade sie, zu der neuen Gottheit werden, die das Sehnen im Dufte suchte? Goethe hat 1812 die franke Epoche verhöhnt, „wo Staat und Sitte, Kunst und Talent mit einem namenlosen Wesen, das man aber Natur nannte, in einen Brei gequirt ward.“ Dreißig Jahre vorher aber hatte er das Hohe Lied gesungen, das uns heute klingt wie der unsichtbare, geheimnißvolle Chor aus der Dichtersage: „Die Natur spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen, noch, wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie. Sie ist Alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst,

erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelind, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trugt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele; und am Besten ist's, ihre List nicht zu merken. Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst.“ Solche Worte verhallen nicht und kein Greisenspott verwischt ihre Spur. Wie die Ankündigung einer neuen Schöpfungsgeschichte schlagen sie an unser Ohr. Herrscht nur die Natur gleichmüthig noch allein, ist Alles ihr Verdienst, ihre Schuld, dann muß der Mensch zu ihr ein neues Verhältniß suchen; der Mensch und der Künstler, der den Stummen, Tauben, Blinden die Welt zu deuten vermag. Ihm ist der Olympos versunken, ist das Leben in der Zeitlichkeit auch nicht mehr bestimmt, zu reineren Daseinsformen heranzuläutern; und er kann nicht länger mythische Vorstellungen fertig aus dem Waarenlager der Philosophen und Antiquare beziehen. Das thaten auch die Alten nicht; auch ihre Phantasie ward durch das Mühen des Menschen befruchtet, des eigenen Wesens Art und die dunkle Räthselwelt sich selbst zu erklären. Nicht anders wird der Vorgang in der Seele eines Modernen sein, der sich, in bewußtem Gegensatz zu den Theisten, einen Naturalisten nennt. Licht und Luft, Alles, was ihn das Walten der Natur, der schaffenden und der leidenden, enträthseln, erkennen lehrt, wird ihn schön dünken und der Darstellung werther als der Glanz pomphafter Staatsaktionen und der Geipensterkult vor Altären, die keiner Menge Inbrunst mehr umfleht. Er wird die Alten ehrfürchtig lieben und von ihnen lernen, nicht aber ihr Gebet nachbeten, nicht mit der Seele das Land der Griechen suchen, in dem er ewig ein Fremdling bliebe, sondern in der Heimath, am hellen Tag, die Schönheit mit innigem Werben umklammern. Ueberall kann er sie finden: am ödesten Strand, auf dem sandigsten Boden, in des Berges dunklem Schacht sogar, wo Menschen unter Qual und Lebensgefahr den Wärme spendenden Stein aus Höhlengängen ans Tageslicht fördern. Alle Stätten wird er aufsuchen, wo ihm verwandte Menschen athmen, und keines Elends Anblick, auch des „scheusslichen“ nicht, wird ihn schrecken. Denn er kommt nicht, um sein Auge an Reizen zu weiden, die vor ihm Hunderttausenden schön schienen, sondern, als ein furchtloser Entdecker der Heimathnatur, um in der Menschlichkeit Größe, in der Größe Menschlichkeit zu finden und Andere sehen zu lehren, wie auf der ärmsten Scholle, in der schmutzigsten Hütte Natur und Mensch einander bekämpfen, einander ertragen. So hat Millet und Meunier uns sehen gelehrt:

und kein Verständiger wird ihnen nachjagen, sie seien den Weg des Phreikus gegangen, dem die Kunstgeschichte den Namen des Kothmalers verlieh. Nur darf man für solche Künstler, die erst in gottloser, demokratischer Zeit möglich wurden, nicht den Hosslieferantentitel fordern, nicht sie zu Dienern der an ganz andere Vorstellungen gebundenen Mächte erniedert wünschen. Sie sind Gestalter des werdenden, unbewährten und taugen nicht zu Vollstreckern des Willens der Mächtigen, deren Macht mit der alten Ordnung versinken mußte.

Herr von Wildenbruch erhebt sich wieder einmal ohne Grund. Schiller, der ihm doch Vorbild ist, würde ihn tabeln. Der freute sich, daß die deutsche Muse nicht in den Zwang der Regeln geferkert wurde, daß der Deutsche, ohne sich nach der Hofmode schniegeln zu müssen, sich selbst den Werth schaffen lernte. Der hätte die Frage, wann, wie oft und wem der Schillerpreis verliehen werden solle, nicht als „eine außerordentlich ernste Angelegenheit“, sondern als eine für Kunst und Künstler bedeutungslose Staatsaktion betrachtet und nicht gejamert, weil Kaiser und Volk sich über die Aufgaben und Ziele der Kunst nicht verständigen können. Aber Herr von Wildenbruch irrt auch in seines Herzens Angst. Nicht dem Urtheil über die Fürstendemale der Siegesallee zwar, aber der Kunstauffassung des Kaisers ist die Zustimmung einer sehr starken Volksmehrheit noch immer sicher, noch auf lange hinaus. Ueberall, im Bannkreis der Sozialdemokratie, in den Schlössern des preussischen Adels und bei den Zwingherren der Industrie. Sie Alle glauben gern an ewige Kunstgesetze, „das Gesetz der Schönheit, das Gesetz der Harmonie, das Gesetz der Aesthetik“, und wollen von der Kunst „erhoben“, nicht „in den Kinnstein“ gezerrt sein. Nicht Allen ist die Ursache ihres Widerwillens so klar wie dem Monarchen, der genau weiß, wie er die Kunst wünscht, was er von ihr hofft und fordert. Sie soll fromm und patriotisch sein, dankbare Liebe zum angestammten Herrscherhaus lehren, die kriegerischen Tugenden pflegen und die „unteren Stände“ durch das Schauspiel einer Phantasiewelt schönen Scheines über des Alltags Plage hinwegtrösten. Sie soll nicht des Lebens gemeine Wirklichkeit zeigen, nicht des Altars Heiligkeit noch des Thrones Macht antasten, nicht erkennen lassen, daß des Menschen Wille unfrei, die Ordnung aller Menschengemeinschaften von Menschen zu ändern ist. Auch die in geringeren Besitzrechten Wohnenden aber wittern in der Kunst, die sie ringsum wachsen sehen, ein fremdes, feindliches Element. Nicht das Hässliche ärgert sie; die wüßtesten Bilder der Jan Steen und Brouwer würden sie lieber ertragen als Klingers Christus. Sie fühlen: da kommt Etwas herauf, das wir ablehnen müssen, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen. Mit ästhe-

tischen Vorträgen ist da nichts auszurichten. Sie würden weiter gegen die Rinnsteinkunst wettern, auch wenn man sie zehnmal an die Scheujäligkeiten der klassischen Kunst erinnerte, zwanzigmal ihnen die Verse vorspräche, die Boileau schon, der Horazschüler, schrieb: Il n'est pas de serpent ni de monstre odieux, qui, par l'art imité, ne puisse plaire aux yeux. Die Sozialdemokraten sind schnell bekehrt, wenn sie merken, daß die Kunst, die sie selbst eben schalten, von der Bourgeoisie gehaßt und verfolgt wird. Die Besitzenden aber fühlen ihr wirtschaftliches Sein, ihre Privilegien bedroht und schreien, dem Volk müsse das Ideal erhalten bleiben. Ueberall ist es so, in Republiken wie in Monarchien. Vor ein paar Tagen erst hat Mirbeau gerufen, in den pariser Galerien werde man vergebens einen vom Staat angekauften Manet suchen. So war es immer, seit Künstler den Ehrgeiz hegten, neue Kultur zu schaffen. Sollen gegen solchen Versuch die mit der alten Kultur Zufriedenen sich nicht wehren?

Der Kaiser ist mit der Kultur des preussischen Reiches zufrieden. Er blickt um sich und findet, nur das deutsche Volk habe noch Ideale, die man nicht durch die Aufnahme neuer Kunstkultur gefährden dürfe. Die Frage, ob allen anderen Völkern wirklich die Ideale verloren seien, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Wie aber steht es denn um die Ideale der Deutschen? Wo ist das „große Ideal“, das Allen, das auch nur einer überwiegenden Mehrheit gemeinsam ist? „Deutschland“, sagte Lagarde, „ahnt gar nicht einmal, wie es sich durch seinen Harem von Idealen dem Spott preisgibt. Was unsere sogenannte Erziehung der Jugend als Ideal bietet, ist die volle Barbarei unserer Museen, nur mit der Verschärfung, daß gebildete Menschen dem gebildeten Vieh überlassen können, alles in den Museen aufgespeicherte Futter Halm für Halm abzuweiden, und selbst, was sie genießen wollen, wählen dürfen, während unsere Jugend, von Krippe zu Krippe getrieben, um acht Uhr Religion, um Neun Sophokles, um Zehn Cicero, um Elf Shakespeare, um Zwölf den alten Frigen niederwürgt.“ Besser ist es seitdem nicht geworden; schlimmer vielleicht, denn der Lehrstoff hat sich vermehrt, die Christenpflicht wird heute stärker betont und die Weltpolitik ist hinzugekommen. Und der Jüngling, der aus der Schule ins Leben tritt, sieht sich vor neue Konflikte gestellt, die ihm das Gefühl verwirren. Er soll nach dem Gebot des Heilands leben und darf doch seines Vortheils nicht eine Sekunde vergessen, wenn er nicht hören will, er passe, als ein unpraktischer Träumer, nicht in die Welt. Er soll ... Doch wozu schildern, was Jeder tausendmal empfunden hat, bis er sich endlich in die Sitte schickte, Reden und Handeln, Bekennen und Thun zu trennen? Aus allen Kul-

turen haben wir Schätze zusammengeschneppt, aber wir haben keine Kultur, haben nicht den Muth, zwischen Lehre und Leben die Kluft zu schließen. Mit den von Griechen, Römern und Nazarenern abgetragenen Idealen brüsten wir uns und merken nicht, daß sie verdorrt sind, wie eine Palme, die lange schon wurzellos unter nordischem Himmel welkt. Wer von der steilen Höhe herabschaut, wo Fürsten stehen, mag glauben, die Palme sei frisch und grün; wer sie in der Nähe sieht, wendet sich weg. Ideale lassen sich nicht importiren; man kann sie auch nicht zu festen Preisen bestellen, weder bei Plato noch bei Krupp. Sie wachsen nur auf dem Boden einheitlicher Kultur. Die hatten Hellas und Rom, hatte Florenz unter den Medici. Darum konnten sie Ideale finden und eine Kunst hinterlassen, die dem winzigsten Geräth noch den Stempel ihres Wesens aufgeprägt hat.

Herr von Wildenbruch braucht nicht zu zittern. Der Kaiser steht als Schützer Dessen, was man heute Kultur nennt, nicht allein. Alle sind mit ihm, denen eine Neugestaltung Verlust bringen könnte. Und klein nur ist die Zahl Derer, die meinen, eine Kultur und ein Ideal sei den Deutschen erst noch zu schaffen. Um diesen Gegensatz handelt es sich; nicht um Zufallsfragen des Geschmacks und der Technik, sondern um verschiedene Arten, die Welt anzuschauen. Wer sie gut findet, wer unbesümmert in einer von griechischen und christlichen Vorstellungen möblirten Welt leben kann, ohne den Widerspruch zwischen Sein und Schein zu empfinden, hat keinen Grund, Neues herbeizusehnen, und wird dem Künstler danken, der die alten, bewährten, tausendjährigen Gedanken nachdenkt. Die Anderen werden schon froh sein, wenn der Spiegel der Kunst dem kurzfristigen Auge die Welt zeigt, wie sie ist, mit ihren Mängeln und Heucheleien, mit allen Malen menschlicher Vergänglichkeit. Sie glauben, daß ein Volk, dem nur die Ideale der Hellenen und Nazarener geblieben sind, seelisch verhungern muß, mag es auch Reichthümer häufen, Märkte erobern und lange ungenügte Naturkraft sich dienstbar machen. Vor Jedem neigen sie sich, der die Erde sieht, als hätte eben erst ein unbekannter Schöpfer sein Werk vollendet. Lieber als fauler, die Geister lähmender Friede ist ihnen der grausamste Krieg des Alten gegen das Neue. Sie wollen kein Ideal, das blank aus der kaiserlichen Münze kommt, kein schwächliches auch, das den Mächtigen schon in seiner ersten Lebensstunde gefiele. Ein Konstantin würde ihre Hoffnung unter Kompromissen begraben. Jeder neue Julian aber müßte den Weg des alten gehen und im Kampf gegen den jungen Genius der Zukunft früh oder spät unterliegen.



Verse.

David v' Angers.

Nur, wer den Augenblick zu krönen weiß,
Ist groß und weise. Uermlich schleicht das Leben:
Du mußt der Stunde ihre Weihe geben
Und sie erhöhen aus der Schwestern Kreis.

Ein Haschisch ist dem Menschen Müh und Fleiß,
Wenn hundert Sphinge ihre Pranken heben.
Doch Deine Seele will im Aether schweben
Hoch ob dem Lärm des Tags und Dunst und Schweiß.

Als David kam, des Goethe Bild zu malen,
Lag auf dem Tisch, in einem Lorberkranz,
Die Maske Raffaels. O ewiger Glanz!

Die schlichte Stube war voll heiliger Strahlen.
Die Horen hemmten ihren flüchtigen Tanz.
Ums Haupt der Stunde glommt ein ewiger Glanz...



Homer.

Apollo's Tempel war von Vetern leer.
Nur Einer stand vor ihm. Ein Greis. Homer.

Und Gott und Sänger schwiegen lang. Dann quoll
Vom Mund des Gottes ein Afford und schwoll,

Und war wie Harfenspiel und Cymbelschall
Und Amselschlag und Lied der Nachtigall:

„Mein liebster Sohn, mein Stolz und Preis und Zier!
Ich liebe Dich, Homer. Ich danke Dir.

Du hebst die Arme? Senke sie, mein Sohn,
Ein jedes Lied von Dir ist Dank und Lohn!“

Da gellt es durch den Tempel. Hohn und Spott.
„Nicht danken will ich; fluchen! Eitler Gott!

Phoebus, Du Strahlender, Dich hasse ich,
 Dein liebster Sohn, Dein Stolz! Verfluche mich!
 Du Gott des Lichts, Du Nichts! Du leerer Schein!
 Ich bin ein Mensch, so laß mich elend sein!
 Was zwingst Du meinen Mund zu Sang und Klang!
 Schau her, Du Gott des Lichts! Dies ist Dein Dank!“
 Und bebend steht vor seinem Gott Homer.
 Er hebt die Lieder auf: sein Aug' ist leer . . .



Die trauernden Mädchen.

Die Mädchen dieser Stadt, so schön sie sind,
 Sie haben Alle einen Zug im Antlitz,
 Als wären sie entsetzt, gequält von Angst.
 Es liegt gleich einem Bann auf den Gesichtern,
 Daß noch ihr Lächeln trauert.

Man erzählt,

Daß dieser Schreck auf den Gesichtern lagte
 Seit einem Festtag auf den Wiesen draußen,
 Der heiter wie ihr Mädchenlachen war,
 Eh' das Entsetzen ihre Glieder lähmte.
 Denn, da der Abend kam, erzählen sie,
 Fiel eine Fackel auf der Fröhlichsten
 Und Schönsten Kleid, daß sie zur Flamme ward
 Und wie im Wahnsinn vor den Schwestern tanzte
 Und starb.

Seit jenem bösen Tage lachte
 Kein Mädchenmund in dieser kleinen Stadt,
 Sind ernste Bräute ihre schönen Töchter
 Und stille Frauen und Mütter ernster Kinder,
 Die voll Entsetzen aus der Wiege schau'n,
 Als wär' die Sonne eine böse Fackel.

Prag.

Hugo Salus.



Aufsichtsräthe.

Die wirthschaftliche Krisis hat das Institut der Aufsichtsräthe bei Aktiengesellschaften in eine grelle, für die Oeffentlichkeit erschreckende Beleuchtung gerückt: Was im Sonnenschein des wirthschaftlichen Aufschwunges harmlos und selbstverständlich schien, erweist sich nun, im Gewitter des großen Niederganges, als Verhängniß und öffentliche Gefahr. Wir haben Duzende von Zusammenbrüchen aller Art erlebt, die verbrecherischsten Handlungen, von Direktoren Jahre lang geübt, sind ans Licht gekommen, nirgends aber haben wir erfahren, daß die in Frage kommenden Aufsichtsräthe das Unheil auch nur im Entferntesten geahnt, geschweige zu verhindern versucht hätten. Sie sind im besten und häufigsten Falle unwissend gewesen wie die Lämmer und Kinder; sie haben nichts gesehen; ja, sie sind zum großen Theil von der Katastrophe ihrer Gesellschaft beinahe eben so überrascht gewesen wie jeder ihrer Aktionäre.

Das gilt nicht nur von den Aufsichtsräthen der Gesellschaften, die unter dem neuesten Krach schon zusammengebrochen sind. Das gilt von der erdrückenden Mehrheit aller Aufsichtsräthe bei Aktiengesellschaften. Fast alle haben ihre wirkliche Pflicht nicht erfüllt. Heute weiß wieder einmal jeder Zeitungleser, worin eigentlich die Thätigkeit des üblichen Aufsichtsrathes bei Aktiengesellschaften zu bestehen pflegt: man kommt im Jahr einmal, vielleicht auch zweimal, zu einer Sitzung zusammen; man nimmt mit Andacht, Anstand und vollstem Vertrauen den Jahres- oder Semestralbericht seiner Direktoren entgegen, die natürlich nur berichten, was sie für geeignet halten; man genehmigt am Ende jedes Geschäftsjahres in weitgehendster Coulanz, nach schnellster Einsichtnahme, die wieder von den Direktoren ausgearbeitete und vorgelegte Bilanz, vertritt sie auch gelegentlich gern in der Generalversammlung gegen den oder jenen vereinzelt auffälligen Aktionär, — und streicht im Uebrigen mit Behagen die ansehnlichen Lantiemen ein, die für alle diese anstrengenden Leistungen häufig sogar statutarisch festgesetzt sind. Besondere Kenntnisse sind für das Alles natürlich nicht erforderlich, eben so wenig besonders viel Zeit. Und darum ist es nur zu erklärlich, daß es Leute giebt, die neben ihrem eigentlichen Lebensberuf, sei es als Bankdirektor, Rechtsanwalt, Geschäftsmann oder sonst was, nicht bloß zwei- und dreimal, sondern zwanzig-, dreißigmal und noch öfter das Amt eines Aufsichtsrathes zu bekleiden den Muth haben. Ueberaus lehrreich für diese Erkenntniß war die kleine Statistik, die im August die Frankfurter Zeitung aus dem Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsrathsmitglieder der Aktiengesellschaften darüber brachte: sie stellte fest, daß im Ganzen 70 Herren 1184 Aufsichtsrathsstellen innehatten. Das macht im Durchschnitt auf den Mann fast 17 Stellen.

An dieser einzigen Zahl erkennt man, daß die Thätigkeit der meisten Aufsichtsräthe nichts als reine Farce ist und sein muß.

Natürlich giebt es auch Ausnahmen, sogar nicht zu seltene. Aber unter ihnen ist wieder ein großer Theil als durchaus nicht rühmlich zu bezeichnen. Gewiß arbeiten diese Aufsichtsräthe mehr als der Durchschnitt, manchmal sogar auffällig intensiv. Aber nicht immer im Sinn und zu Gunsten der Majorität der Aktionäre, deren Interessen allein zu vertreten sie die Pflicht und Schuldigkeit hätten, sondern in vieler Beziehung zu ihrem eigenen Vortheil. Ein Beispiel aus allerletzter Zeit als Beleg für viele. Am neunten Oktober war im berliner Kaiserhof die Generalversammlung der Kammerich'schen Werke, einer Aktiengesellschaft. Die Werke hatten Besselmann's Fabrik angekauft. Ueber den Ankaufsmodus wurde nun, nach dem Bericht der Berliner Handelspost, von den Aktionären volle Aufklärung verlangt und nach längerem Sträuben schließlich auch gegeben. Man erfuhr, daß zu den Vorbesitzern der Fabrik auch der Vorsitzende des Aufsichtsrathes, Herr Herz, und ein Herr Dr. Stamm, ferner Herr Direktor Kammerich selbst und zwei seiner weiblichen Verwandten gehörten; sie Alle hatten als Abfindung je ein Pöschchen Aktien zu verhältnißmäßig niedrigen Preisen erhalten. Die Berliner Handelspost fügt diesem Berichte das Urtheil hinzu: „Man wird zugeben müssen, daß es völlig ungehörig ist, wenn Mitglieder des Aufsichtsrathes oder deren Verwandte derartige Geschäfte mit ihrer Gesellschaft machen; es ist ungehörig, aber es ist leider typisch.“

Nach Alledem darf man wohl, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, sein Urtheil über das heutige Aufsichtsrathswesen bei Aktiengesellschaften dahin zusammenfassen: Wo in ihnen gearbeitet wird, wird sehr häufig nicht oder doch nicht ausschließlich zu Gunsten der Aktionäre und der Gesamtgesellschaft gearbeitet; in viel, viel häufigeren Fällen aber wird überhaupt von den Aufsichtsräthen nicht oder nur scheinbar gearbeitet; in all diesen Fällen sind diese Aufsichtsräthe nur Coulissen für die Direktoren, Staffagen für die Aktionäre, Sinekuren aber für die angeblich zur Aufsicht Berufenen.

Ganz im Gegensatz dazu präsentirt sich dem Beobachter das Aufsichtsrathswesen bei einer anderen Art moderner Erwerbsgenossenschaften: bei den Konsumvereinen, wie sie namentlich neuerdings von Arbeitern gegründet und vielfach bereits zu überraschender Blüthe gebracht worden sind. Die Aufsichtsräthe, die bei Aktiengesellschaften nur noch rühmliche Ausnahmen zu sein scheinen, sind hier die Regel; und Ausnahme ist hier, was dort die Regel zu sein scheint. In den Aufsichtsräthen der Arbeiterkonsumgenossenschaften, mögen sie klein oder groß sein, pflegt intensiv und regelmäßig gearbeitet zu werden; dagegen ist gewöhnlich der Gewinn, der für das einzelne Aufsichtsrathsmitglied dabei herauspringt, um so geringfügiger. Die Aufsichtsräthe sind hier, bei

den Arbeiterkonsumgenossenschaften, in den allermeisten Fällen wirklich Das, was sie sein sollen: Organe der Aufsichtsführung über die Geschäftsthätigkeit des Vorstandes, im Besonderen der oder des Geschäftsführers der Genossenschaft; sie sind Vertreter der Interessen der Genossenschaftsmitglieder, die oberste verantwortliche Stelle für den guten geschäftlichen Fortgang des Institutes, das Schiedsgericht für Streitigkeiten zwischen Geschäftsführung und Angestellten des Geschäftes, die bekanntlich zugleich Genossen sein müssen, endlich die zuständige Instanz für allerlei Beschwerden der Mitglieder über die Genossenschaft, mit der Pflicht, sie nach bestem Wissen und Gewissen umgehend zu erledigen. Also nicht Coullisse, nicht Staffage, nicht Sinekure, sondern neben dem Vorstand, ihm gleichwerthig und in vieler Beziehung ihm übergeordnet, der wichtigste und kraftvollste Pfeiler, auf dem das Gebäude eines solchen Konsumvereins ruht.

Es kann nun freilich nicht die Aufgabe sein, an dieser Stelle den Massenbeweis für diese Behauptung anzutreten. Es muß vielmehr genügen, ein Beispiel für viele anzuführen. Aber dies eine Beispiel ist wirklich für viele typisch, denn eben der Verein, um den es sich hier handelt, ist für die meisten der modernen Arbeiterkonsumvereine das Vorbild geworden, nach dem sie ihre Geschäftsführung und auch die ihres Aufsichtsrathes eingerichtet haben. Nicht die Art und Weise, nur die Wichtigkeit und Größe der Arbeit des Aufsichtsrathes ist in den einzelnen Vereinen verschieden. Gleich aber ist wohl überall die Hauptsache: man arbeitet und übt eine wirkliche, oft recht mühevollere Aufsicht über das Institut. Und darum ist in der That ein Beispiel für viele nicht nur genügend, sondern schlagend.

Der Konsumverein und sein Aufsichtsrath, der hier als Beispiel gemeint ist, ist der von Leipzig-Plagwitz und Umgegend, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht. Aus winzigsten Anfängen heraus hat er sich, Jahre lang im Verborgenen arbeitend, entwickelt. Nach den Einn mit 68, nach den Anderen mit 95 Mitgliedern hat er im Jahre 1884 seine erste primitive Verkaufsstelle für Viktualien und einzelne Kolonialwaaren eröffnet. Die ersten Jahre waren mühsam und eng; dann blühte der Verein rasch und rascher empor. Heute beträgt die Zahl seiner Mitglieder, fast lauter Arbeiter und kleine Leute, nur wenige bessere Bemittelte, rund 29 400. Die Geschäftsantheile dieser Mitglieder hatten Ende Juni 1901 die stattliche Höhe von 793 600 Mark erreicht; ihre Haftsumme betrug 1 174 320 Mark. Der Verein hält heute 49 Verkaufsläden offen, darunter zwei große Waarenhäuser und ein Schuhwaarengeschäft; die fünfzigste Verkaufsstelle wird nächstens eröffnet. Sie sind hauptsächlich über das Centrum und den Osten Leipzigs, über Leipzigs östliche und südliche Vororte zerstreut. Die Läden haben längst den Durchschnittsladencharakter der Detaillisten überholt. Einzelne unter ihnen

nehmen das ganze Parterre großer Miethhäuser ein und haben bis zu fünfzehn Verkäuferinnen in Dienst. In Leipzig-Flagwitz ist die Centrale des Vereins. Obwohl es Grundsatz ist, nur die nöthigsten Waaren auf Lager zu halten, ist das Centrallager doch von bedeutender Ausdehnung. Dennoch genügt es nicht und eben hat, unter Bewilligung einer Hypothek von 550 000 Mark, die Generalversammlung die Erweiterung dieses Lagers beschlossen. Ein eigener Schienenstrang der sächsischen Staatseisenbahn führt die Waaren bis an die Ladestelle dieses Lagers heran. Hinter dem Lager erhebt sich die große, nach den modernsten Mustern eingerichtete Bäckerei des Vereins. Sie gilt als so mustergiltig, daß — horribile dictu! — im vergangenen Jahr Bädermeister der königlich sächsischen Militärbäckereien mehrere Tage aufmerksamste und liebenswürdig aufgenommene Gäste dieses angeblich durch und durch sozialdemokratischen Betriebes waren und nach ihm Einrichtungen in ihren Neuanlagen treffen sollten. Die Bäckerei ist Tag und Nacht in Betrieb; die Arbeitszeit ist achtstündig. 63 Bäcker sind in ihr in diesen drei Schichten fest beschäftigt. Im vergangenen Jahr sind im Ganzen rund 2 900 000 Brote mit einem Verkaufswert von 1 508 000 Mark, ferner 8 800 000 Stück Weiß- und Frühstücksg Gebäck von dieser Bäckerei produziert worden. Neben der Bäckerei erhebt sich, gleich riesig, seit dem letzten Jahr die eigene Mühle. Seit ihrer Eröffnung vor einigen Monaten sind bereits an 140 000 Centner Körner vermahlen worden. Ein nach neuesten Mustern erbauter Getreidesilo beherbergt Unmassen von Körnern. Außer diesen beiden Hauptbetrieben hat der Verein aber auch noch andere Arten der Eigenproduktion in Betrieb: eine Tischlerei und Zimmerei, in der neuerdings Alles a) eigenem Bedarf bis herab auf die Ladeneinrichtungen für neu zu eröffnende Verkaufsläden hergestellt wird; eine Limonaden- und Selterswasserfabrik, eine Sattlerei und Klempnerei, eine Kaffeerösterei, eine Käseerei, Bierabzieherei und Hemdenkonfektion. Alle diese Betriebe werden elektrisch gespeist; das dafür nöthige Maschinenhaus, eben erbaut, entspricht den höchsten und modernsten Anforderungen. Dutzende eigener Geschirre vermitteln den Waarenverkehr zwischen dem Hauptlager und den einzelnen Verkaufsstellen. Ein großes Kohlengeschäft versorgt die Mitglieder des Vereines rechtzeitig mit ihrem Kohlenwinterbedarf zu Engros- und Sommerpreisen. Neuerdings hat man auch eine Sparkasse für die Mitglieder eingeführt. Obwohl sie meines Wissens erst knapp fünfviertel Jahre besteht, betragen die Einlagen Anfang Oktober doch schon 253 394 Mark. Im Laufe des letzten Jahres sind allein davon 223 443 Mark neu gespart worden. An Steuern zahlte der Verein im letzten Jahre 51 485 Mark. Seine diesjährige Bilanz schließt mit 3 724 800 Mark ab. Der Werth seiner Gebäude und Grundstücke steht mit 1 575 000 Mark zu Buche; sie sind mit einer — sehr geringen — Hypothek in der Höhe von

680000 Mark belastet. Der Werth der Maschinen ist heute, nach zwanzigprozentiger jährlicher Abschreibung, noch immer rund 460000 Mark. Der Umsatz an den Verkaufsstellen und am Hauptlager betrug 1900/1901 9730000 Mark, im Dezember 1900 allein 1056000 Mark. Als Reingewinn ergab sich für dies Jahr die stattliche Summe von 1021996 Mark. Daraus konnte, wie in den Jahren vorher, eine Dividende von 10 Prozent vertheilt werden. Bekanntlich ist der Maßstab für die Berechnung dieser Dividende auf das einzelne Mitglied nicht etwa die Höhe des von jedem eingezahlten Kapitals — die ist bei Allen gleich —, sondern die Höhe der Summe, die den von dem einzelnen Mitglied im Laufe des Jahres entnommenen Waarenposten entspricht. Im letzten Jahre ist an die Genossen pro Mitglied für 331 Mark Waare verkauft worden. Das ergibt eine durchschnittliche Dividende von 33 Mark, die aber für eine ganze Anzahl von Mitgliedern in Wirklichkeit 50, 60, ja 70 und 80 Mark beträgt und kurz vor Weihnachten, in der an Ausgaben reichsten Zeit des Jahres, ausgezahlt wird. Im Ganzen beschäftigt der Verein 673 Personen, die sämmtlich zugleich Mitglieder der Genossenschaft sind, und zahlte im letzten Jahre an sie an Gehälter und Löhnen die stattliche Summe von 668000 Mark. Dabei beträgt das höchste Gehalt, das zur Auszahlung kommt und das der erste Geschäftsführer bezieht, 3000 Mark; die Löhne der Arbeiter entsprechen mit einzelnen Ausnahmen, sowohl nach oben wie nach unten, der von den betreffenden Gewerkschaften normirten Höhe.

Ich habe das Alles mitgetheilt, obgleich es scheinbar mit dem hier zur Erörterung stehenden Gedanken nichts zu thun hat. Doch zeigen diese Thatsachen, trotz ihrer Kürze und Trockenheit, den Umfang und die Größe des Betriebes, den hier der zu schildernde Aufsichtsrath zu überwachen und mit zu leiten hat. Sie zeigen, daß ein solcher Betrieb, wenn er auch noch lange nicht mit der Deutschen Bank oder der Schudertergesellschaft gleichzusetzen ist, doch Vergleiche mit unseren durchschnittlichen Aktiengesellschaften sehr wohl auszuhalten vermag. Und sie weisen demnach auch das Recht nach, Aufsichtsräthe solcher Durchschnittsaktiengesellschaften mit Aufsichtsräthen wie dem des Konsumvereins Leipzig-Plagwitz sehr wohl zu vergleichen. Es steht hier ein Handelsgroßbetrieb, wie nur einer sonst, vor unseren Augen; seine Leitung ist eine Leistung wie die anderer kapitalistischer Großbetriebe. Ja, man könnte sie sogar angesichts der durch den Charakter der Arbeitergenossenschaft erzeugten Verhältnisse besonders schwierig nennen.

Der Aufsichtsrath dieses großen Unternehmens besteht heute aus 21 Herren. Es sind ausschließlich Männer aus der Arbeiterklasse: Schlosser, Holzarbeiter, einfache Fabrikarbeiter, Kleinhandwerker. Diese Männer wohnen keineswegs in einem Stadtviertel oder Vorort zusammen. Vielmehr sind



ſie gerade mit unter dem Geſichtspunkte gewählt, daß aus jedem Winkel der Stadt, aus jedem Vorort und Ortſchaft, in dem der Verein Verkaufsläden geöffnet hat, mindestens ein Genoffe dem Aufſichtsrath angehört. Bei der ungeheuren Ausdehnung, die eine moderne Großſtadt angenommen hat, iſt der Wohnort und die Arbeitsſtelle vieler dieſer Männer oft Stunden weit von dem Sitzungszimmer in Plagwitz entfernt; und wenn auch die in Leipzig beſonders gut organiſirten elektriſchen Bahnen die Verbindungen beträchtlich abkürzen, ſo bleibt immer noch Entfernung genug, um auch daran die Größe des Eifers und der Mitarbeit der einzelnen Mitglieder, von denen nach den Protokollen nur äußerſt ſelten einmal eins ausbleibt, zu erkennen.

Dieſer Aufſichtsrath hat nun in dem abgelaufenen Geſchäftsjahr 1900/1901 zunächſt im Ganzen 37 Sitzungen abgehalten. Alle dieſe Sitzungen finden in der Woche und abends ſtatt. Selbſtverſtändlich, da jedes der Mitglieder während des Tages in Fabrik und Werkſtatt ſeine mühsame Berufsarbeit zu erfüllen hat. Im Durchſchnitt hat jede der Sitzungen etwa 2½ Stunden, von 9 bis ½12 Uhr, gedauert. In dieſen 37 Sitzungen ſind, laut einer ungemein fleißigen Aufſtellung des langjährigen Vorſitzenden des Aufſichtsrathes, des Barbiers Max Pöbbig, im Ganzen 267 Punkte zur Erörterung und Erledigung gelangt. Im Durchſchnitt haben zu jedem dieſer Einzelfachen 5 Herren das Wort genommen. Das iſt auch ein Beweis für die Intenſität der geleifteten Arbeit. Es iſt unmöglich, alle 267 Berathungsgegenstände hier anzugeben. Doch ſeien wenigſtens einige Hauptpunkte charakteriſirt. Zu den Berathungsgegenständen gehörten:

- a) Auseinanderſetzungen mit einzelnen Angeſtellten;
- b) Verhandlungen mit dem Arbeiterauschuß über ſeine Forderungen;
- c) Verhandlungen mit den Lagerhaltern und den Kontoriſten;
- d) Ausſprachen über Vorbereitung neuer Geſchäftsſtellen und anderer geſchäftlichen Unternehmungen;
- e) Erledigung von Beſchwerden und Geſuchen, namentlich Unterſtützungsgesuchen von Mitgliedern;
- f) Begutachtung des Entwurfes einer Arbeitordnung für die neuerichteten Waarenhäuser;
- g) Klageſachen, Urlaub- und Dienſtreiſegeſuche der Geſchäftsleiter;
- h) Ausſprachen über vom Vorſtand geplante Waarenpreiſermäßigungen, über den Zuſtand des im Silo lagernden Getreides, über die Qualität der Schuh- und Schnittwaaren und deren Anſchaffung;
- i) Ausſprache über das Vorgehen der leipziger Schuggemeinſchaft der Kleinhändler gegen die Konſumvereine, über deren Flugblätter und Geſchäftsbericht;
- k) Auseinanderſetzung über den Kampf um die Umſatzſteuer;
- l) Strife- und Boykottangelegenheiten;

- m) die Geschäftsverbindungen mit schon bestehenden und neu zu gründenden Arbeiterproduktivgenossenschaften;
- n) Gehaltsangelegenheiten;
- o) Anstellungen von Beamten und Vorarbeitern;
- p) Einführung neuer Artikel;
- q) Vornahme außerordentlicher Inventuren;
- r) BranntweinverkaufsKonzessionen;
- s) Kohlenbestellung, Kohlenlieferung, Kohlenpreise für Mitglieder;
- t) Vorbereitung von Neubauten;
- u) Maschinenankäufe;
- v) Verkehr mit Aussichträthen anderer Vereine (sehr reg);
- w) Orientirung über Unternehmungen anderer Konsumvereine.

Man kann ja nun freilich angesichts dieser Liste höhnisch die Achseln zucken und es lächerlich finden, daß Aussichträthe sich mit solchen Einzelheiten und sogar scheinbaren Kleinigkeiten so intensiv beschäftigen. Aber ganz abgesehen davon, daß es sich bei vielen dieser Einzelheiten und Kleinigkeiten um Tausende und Zehntausende, bei einzelnen (zum Beispiel Neubauten) sogar um Hunderttausende handelt, so ist die Gegenfrage wohl erlaubt: Bestehen nicht auch die Geschäfte der Aktienunternehmen aus lauter Einzelheiten, die im Vergleich mit dem Ganzen des Jahresgeschäfts vielfach als Kleinigkeiten erscheinen? Sind diese Einzelgeschäfte denn nicht auch die Hauptsache und werth, von den Aussichträthen beachtet zu werden? Jedenfalls wäre es gewiß nicht am Platze, diese überaus intensive Arbeit lächerlich und läppisch zu finden.

Aber diese bisher angeführte Arbeit ist nur ein Theil der ganzen. Zu den genannten 37 Sitzungen treten 18, an denen der Vereinsvorstand, die eigentliche Geschäftsleitung, mit theilnahm. Wo giebt es Aktiengesellschaften in größerer Zahl, deren Aussichträthe neben 37 eigenen noch 18 Sitzungen im Jahr mit ihren Direktoren abhalten? Auch in diesen Sitzungen waren viele und wichtige Angelegenheiten zu erledigen; der Jahresbericht des schon genannten Herrn Pöbbig führt 117 Berathungsgegenstände auf. Und zu Alledem tritt die eigentliche und engere Arbeit der Kontrolle des Aussichtrathes über die mehr technische Seite des Geschäftsbetriebes. Sie bestand in außerordentlichen Kassenrevisionen, die sechsmal im Jahre vorgenommen wurden. Ferner hat man in regelmäßigen Zeitabschnitten auch die Geschäftsbücher eingehenden Kontrollen unterworfen. Solche Bücherkontrollen fanden an 22 Arbeitabenden statt. Sie gingen in der Weise vor sich, daß jedes Aussichtrathsmitglied abwechselnd die verschiedenen nach dem System der doppelten Buchführung eingerichteten Geschäftsbücher in die Hand bekam und ihren Inhalt mit dem anderer und der dazu gehörigen Belege verglich. Auf

diesem Wege wurde nicht nur eine gründliche und fortlaufende Buchkontrolle, sondern auch eine praktische Einführung der einzelnen Aufsichtsrathsmitglieder, einfacher Arbeiter mit gewöhnlichster königlich sächsischer Volkshildung, in das kaufmännische Gebiet dieses großen Geschäftsbetriebes ermöglicht.

Aber auch damit war die Jahresarbeit des Aufsichtsrathes nicht erschöpft. In Leipzig-Plagwitz besteht zur leichteren Bewältigung der vielen Arbeit in diesem demokratisch zugeschnittenen Großbetriebe die parlamentarische Einrichtung der Kommissionen. Es giebt eine Verfassungs-, eine Bau-, eine Anstellung- und eine Waarenprüfung-Kommission. Außer bei der zuletzt genannten ist der Zweck der übrigen deutlich erkennbar. Die Waarenprüfung-Kommission aber hat die Aufgabe, die Qualität und Preislage der eigenen Waaren mit der von wichtigen Konkurrenten am Orte fortlaufend zu prüfen. In jeder dieser Kommissionen pflegen wieder neben zwei Vorstandsmitgliedern je fünf Aufsichtsrathsmitglieder zu sitzen und auch diese Männer haben zusammen im Laufe des Jahres mehr als 50, zum Theil, wie in der Baukommission, ziemlich anstrengende und verantwortungsvolle Sitzungen abgehalten.

Dazu kamen regelmäßig Waarenwiegekontrollen und Geldmarktenkontrollen durch Aufsichtsrathsmitglieder in den einzelnen Geschäftsstellen; von den zuerst genannten fanden nach dem eben veröffentlichten Jahresbericht allein zehn

Aufsichtsrathsmitglieder noch im Allgemeinen inspiziert worden. Da es 49 Geschäftsstellen und 21 Aufsichtsrathsmitglieder gab, so kommen hiervon auf den einzelnen Mann wöchentlich mindestens zwei Inspektionen. Und dabei sind die Inspektionen nicht so eingetheilt, daß jeder Herr immer die selben, ihm vielleicht zunächst liegenden Geschäftsstellen besuchte, sondern der Vorsitzende des Aufsichtsrathes hat auch hier eine strikt zu befolgende Tabelle ausgearbeitet, nach der jedes Mitglied des Aufsichtsrathes hinter einander alle 49 Läden zu inspizieren hat und so — natürlich unter großen Opfern an Zeit bei den in einzelnen Fällen sehr weiten Entfernungen — geradezu genöthigt wird, immer von Neuem alle Geschäftsstellen des Vereins aus eigenem Ansehen kennen zu lernen und sich über sie ein Urtheil zu bilden. Jedem Bureaukratismus, der von einem grünen Aufsichtsrathsstisch aus etwa Beschlüsse fassen könnte, wird dadurch von vorn herein Thür und Thor geschlossen. Endlich würden unter den Leistungen des Aufsichtsrathes noch zu erwähnen sein Konferenzen mit dem gesammten Personal des Institutes und mit den Aufsichtsräthen der übrigen leipziger Konsumvereine; es sind acht an der Zahl gewesen.

Rechnet man das Angegebene auch nur oberflächlich und ohne Uebertreibung zusammen, so würde sich für jedes Mitglied des Aufsichtsrathes im Laufe des letzten Geschäftsjahres die Theilnahme an rund 100 Sitzungen und

etwa 110 bis 120 Kontrollen und Inspektionen ergeben. Ich glaube, da ist es nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß es in ganz Deutschland schlechterdings keine Aktiengesellschaft giebt, deren Aufsichtsrath eine auch nur annähernd eben so große, sowohl intensive wie extensive Arbeit leistet.

Und nun die Rehrseite der Sache, die Frage, was diesem Aufsichtsrath für seine Arbeit bezahlt ward. Die Antwort giebt der eben veröffentlichte Geschäftsbericht für 1900/1901. Danach ist für die Gesamtverwaltung, mit Einschluß der fünf Mitglieder des Vorstandes, eine Entschädigung von 10 400 Mark ausgesetzt. Da diese Summe unter die — in diesem Falle 26 — Beteiligten zu gleichen Theilen vertheilt wird, so ergibt sich für jedes einzelne Aufsichtsrathsmitglied die Summe von 400 Mark als Jahresantieme. Das macht im Durchschnitt noch nicht ganz 2 Mark für jede geleistete Sitzung und abgehaltene Inspektion. Wiederum, glaube ich, ist angesichts dieser Thatfachen die Frage erlaubt: Wo giebt es in ganz Deutschland eine Aktiengesellschaft, die mit einem Reingewinn abschließt, der die Vertheilung einer Dividende von 10 Prozent zuläßt, und die trotzdem die Mitglieder ihres Aufsichtsrathes mit einer Lantieme von je 400 Mark abpeißt?*)

Man darf fragen, woraus wohl die geschilderten großen Unterschiede zwischen den beiden Aufsichtsrathsarten zu erklären sein mögen. Die Verschiedenheit der Vorschriften des Handelsgesetzes auf der einen, des Gesetzes über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften auf der anderen Seite —
 „ichgen zur“ „Aktuarung“ nicht aus. „vergleicht man“ „die“ „nieders-“
 kommenden Paragraphen beider Gesetze, so ergibt sich eine weitgehende, mitunter wörtliche Uebereinstimmung. Auch die in den beiden Gesetzen nieder-

*) Ich habe vorhin gesagt, die soeben geschilderte umfangreiche Thätigkeit des Konsumvereins Leipzig-Plagwitz sei nicht etwa eine Ausnahme, sondern die Regel. Um dafür einen Beweis zu erbringen, sei hier wenigstens eine knappe Uebersicht über die Thätigkeit der übrigen drei Leipziger Konsumvereine, von Leipzig-Connewitz, Leipzig-Curtwisch und Leipzig-Stötterich gegeben. Die drei zusammen haben zwar nur den dritten Theil der Mitglieder von Leipzig-Plagwitz, nämlich 2795, 5303 und 2474 (Bestand vom ersten Juli 1901). Dennoch hielt ab der Aufsichtsrath des

Konsum- Verein	Vorfende Sitzungen	Sitzungen mit Vorstand	Kassen- Kontrollen	Gewicht- und Markenkonte.	Vaden- inspektionen	Kommission- Sitzungen	Sonstiges
Connewitz . .	12	32	12	4	676	—	52 Besprechungen 50 Arbeitabende
Curtwisch . . .	17	24	11	112	925	102	—
Stötterich . . .	9	24	12	2	572	13	42 Arbeitabende

gelegten Strafbestimmungen für pflichtwidrig handelnde Aufsichtsräthe veranlassen diesen Unterschied nicht. Auch sie sind einander sehr ähnlich, zum Theil wieder wörtlich mit einander übereinstimmend. Und wo Verschiedenheiten vorhanden sind, liegen Strafverschärfungen eher im Handelsgesetz vor, die also, wenn sie überhaupt hier in Betracht kämen, Anlaß für erhöhten Pflichteifer gerade der Aufsichtsräthe bei Aktiengesellschaften werden müßten. Eher könnte man sagen, daß die Unterschiede in dem Wesen der beiden Unternehmungsgarten, der Aktiengesellschaft und der Konsumgenossenschaft, begründet seien. Thatsächlich sind solche Unterschiede, zum Theil sehr tiefgreifender Natur, auch natürlich vorhanden. Ob sie aber als der eigentliche und hauptsächlichste Grund für die größere und geringere Leistung der Aufsichtsräthe hier und da anzusehen sind, muß stark bezweifelt werden. Denn diese Verschiedenheiten liegen durchaus nicht so, daß sie auf die Konsumgenossen und ihre Beauftragten im Aufsichtsrathe ausnahmslos antreibend, auf die Aktionäre und deren Vertreter im Aufsichtsrath aber ausschließlich erschlassend wirkten oder wirken müßten. Im Gegentheil giebt es bei den Konsumvereinen Momente, die, gerade im Gegensatz zu den Aktiengesellschaften, das Interesse der Beteiligten und wohl erst recht auch der beteiligten Aufsichtsrathsmitglieder an ihrem Institut verringern und schwächen könnten, es in gewissem Umfange auch wirklich thun. Das Alles also zeigt, daß auch dieser Erklärungsgrund nicht ausschließlich, ja nicht einmal hauptsächlich und in erster Linie in Betracht zu ziehen ist. Wir scheint, es giebt nur eine hauptsächlichste Erklärung dieses merkwürdigen und tiefen Unterschiedes: dort sind die Mitglieder der Aufsichtsräthe ausnahmslos Angehörige der kapitalistischen, hier Angehörige der Arbeiterklasse; die Menschen, die betheiligte sind, nicht das Unternehmen, um das es sich dreht, erklären die Verschiedenheit. Für Jene ist der Posten als Aufsichtsrath ein reines Geschäft, für Diese ein Stück Lebensarbeit und Lebensberuf. Der durchschnittliche Kapitalist hat schon als Aktionär mit seiner Aktiengesellschaft nicht die geringste innere Beziehung. Schon, weil er es als kluger Kapitalist gar nicht mit ihr allein zu thun hat. Er hat sein Kapital selten in einem einzigen Unternehmen, meist in vielen stecken, von denen die einen sicher und weniger lukrativ, die anderen lukrativer, aber weniger sicher sind. Der Grad dieser Sicherheit und des Ertrages ist das Entscheidende für ihn; Beides in möglichster Höhe und mit dem geringsten Aufwand an Arbeit und Aufregung zu erzielen, daran liegt ihm Alles, muß ihm Alles liegen. Ein Aufsichtsrathsmitglied bei Aktiengesellschaften ist aber nichts Anderes als ein zu einer durch das Gesetz vorgeschriebenen Funktion erwählter Aktionär. Für ihn bleibt auch als Aufsichtsrathsmitglied der Gesichtspunkt des Aktionärs durchaus maßgebend, gerade für ihn, der die Aussicht auf Lantieme hat. Es handelt sich für ihn, den kapitalistisch meist vielseitig Engagirten, außerdem vielleicht noch mit einem

Spezialberuf Belasteten, daneben meist auch gesellschaftlich stark in Anspruch Genommenen, auch jetzt, ja, jetzt erst recht nur darum, unter möglichst geringem Aufwand an Zeit und Kraft möglichst hohen Gewinn zu machen, also um ein gutes Geschäft. In Verbindung damit steht ein anderes Moment: jeder im Wirtschaftsetriebe stehende bürgerliche Kapitalist ist stark autokratisch und absolutistisch gerichtet. Diese Tendenz nimmt er für sich in Anspruch, wo er der eigentliche Macher und Verantwortliche ist; diesen Anspruch gesteht er aber auch ganz selbverständlich Anderen zu, wo sie die verantwortlichen Leiter sind. Und Das sind, für einen Aktionär und ein Aufsichtsrathsmitglied, die Direktoren der Gesellschaft. Sie haben nicht nur pflicht- und berufgemäß die Arbeit zu leisten, sondern sie haben eben so auch die Verantwortung und aus beiden Gründen das Recht des Anspruchs auf Selbständigkeit. Das ist so natürlich, daß schon dieses Motiv, abgesehen von den andern angegebenen und nicht angegebenen, durchschlagend sein würde: es fällt keinem Menschen ein, durch eine intensive Aufsichtsführung, die stets ein starkes Stück Mitarbeit bedeutet, diese Selbständigkeit dem Vorstand irgendwie beschneiden zu wollen, der solchen Versuch wahrscheinlich auch zunächst mit allen erlaubten Mitteln abzuwehren suchen würde. Ganz anders der Arbeiter, der Proletarier. Für ihn handelt es sich überhaupt nie darum, finanziellen Gewinn zu machen, sondern darum: einen möglichst hohen und möglichst gesicherten Lohn bei den möglichst besten Arbeitsbedingungen zu erzielen. Zu den Mitteln, diesen mühsam erarbeiteten Lohn zu sichern, gehört auch der Konsumverein; denn er verhindert wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Schwämmerung seines geringen Lohns durch den Zwischenhändler, von dem er sonst seine Nahrung- und Verbrauchsartikel beziehen müßte. Er sieht im Konsumverein ein — freilich noch recht bescheidenes — Mittel, sich wenigstens zum Theil aus der Abhängigkeit von der kapitalistischen Uebermacht frei zu machen. Wenn er sich also am Konsumverein betheiliget, leistet er ein Stück Lebens- und Berufsarbeit der Klasse, zu der er gehört; und je mehr er sich daran betheiliget, desto mehr. Das aber ist bei ihm gerade möglich, wenn er Mitglied des Aufsichtsrathes ist: er wirft sich schon deshalb mit Eifer in die neue Pflicht. Dabei ist gar nicht gesagt, daß das eben Entwickelte jedem Einzelnen dieser Proletarier und Nichtkapitalisten in solchem Aufsichtsrath zum klaren Bewußtsein gekommen sein muß. Aber als natürlicher Instinkt seiner Klasse treibt es in ihm. Eine Menge anderer Motive kommt dazu: der in die Enge seines oft stark einseitigen und eintönigen Berufes und seiner karglichen Lebensweise eingesperrte Arbeiter findet hier ein neues, größeres und höheres Gebiet geistiger Thätigung. In der Mitarbeit im Aufsichtsrath erschließen sich ihm neue Lebensgebiete, neue Erkenntnisse, neue Erfahrungen. Auch Das lockt und drängt mit Gewalt. Ferner, je größer der Verein ist,

den er im Aufsichtsrath mitleitet, um so größer sind auch die Aufgaben, die er und dadurch jedes einzelne Mitglied mit zu lösen hat; die zu fassenden Beschlüsse werden von immer größerer Tragweite; es handelt sich dabei mitunter um Hunderttausende. Welch ein stolzes, immer wachsendes Feld, auf dem er seine oft mißachtete und lange unterdrückte, unbenutzte Kraft betheiligen und bewähren kann! Dazu kommt das in den Kreisen des gesunden Volkes stets stärker vorhandene Pflichtgefühl, das die Mehrzahl der Aufsichtsrathsmitglieder dieser Arbeiterkonsumvereine vorwärts zur Arbeit drängt; dazu kommt weiter die in den Massen des Volkes heute vorhandene, durch die sie umgebenden Verhältnisse erzeugte demokratisch-sozialistische Gesamtrichtung, die sofort auch solchen Unternehmungen ihren Stempel dadurch aufprägt, daß sie die durch das Gesetz vorgeschriebene Generalversammlung wirklich nicht nur zu einer lebendigen und leistungsfähigen, sondern auch zur letzten und höchsten Instanz erhebt, vor der sich auch der Aufsichtsrath in Ernst und Wahrheit verantwortlich fühlt. Selbst minder erfreuliche Züge der Arbeiterklasse wirken hier mit. So das durch die bittersten politischen wie persönlichen Erfahrungen hervorgerufene und darum heute geradezu als öffentliche Tugend wirkende Mißtrauen, das auch vor den Angehörigen der eigenen Klasse nicht immer Halt macht, wo es sich um politische und wirtschaftliche Maßnahmen handelt. Gewiß wirken auch noch andere Gründe mit. So zum Beispiel die in ihrer Art geradezu mustergiltig bis ins Letzte und Kleinste ausgearbeiteten Vorschriften des allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften zur praktischen Ausübung auch des Amtes des Aufsichtsrathes. Aber auch hierbei liegen die Dinge doch so, daß ein bürgerlicher Kapitalist die wundervollsten Anleitungen für die Ausübung des Aufsichtsrathspostens wahrscheinlich unbeachtet ließe, daß das Gegentheil auch hier nur eben der Arbeiter thut, der, ohne geeignete Vorbildung hierfür, vom Drange erfüllt, zu lernen und zu schaffen, mit Freuden sich ihrer bedient und sie so erst zur Geltung bringt. Nach Alledem scheint in der That die Erklärung für die merkwürdigen Unterschiede zwischen den zwei charakterisirten Aufsichtsrathsarten in der Verschiedenartigkeit der Menschenklassen zu liegen, die betheiligt sind. Die Arbeiterklasse giebt einer von bürgerlichen Kapitalisten rein egoistisch und formal gehandhabten Einrichtung einen vertieften und ganz anderen Inhalt und sie eröffnet auch dadurch die Hoffnung, daß sie überhaupt die ganze Institution der Konsumgenossenschaften allmählich zu einer höheren wirtschaftlichen Organisationsform entwickeln wird, — trotz der prachtvollen staatsmännischen Weisheit, mit der man Aktiengesellschaften bei uns in Deutschland frei und unbehelligt läßt, Konsumgenossenschaften aber mit allen möglichen Mitteln zu drücken und zu verfolgen sucht.



Gyfia.

Kaifer Konstantin der Siebente Porphyrogennetos erzählt am Schluß des Buches, in dem er 952 seinem Sohn alle für die Verwaltung des byzantinischen Reiches wichtigen politischen, historischen und geographischen Kenntnisse übermittelte, auch Einiges von der griechischen Stadt Cherson in der Krim. Sie lag ungefähr an der Stelle, die jetzt Sebastopol einnimmt, und barg in ihren Mauern den Artemistempel, dessen Priesterin Iphigenia war. Er berichtet ausführlich von Kriegen, die Chersons Bewohner mit den sarmatischen (slawischen) Fürsten des Bosporus an der Ostseite der Krim, in der Gegend des heutigen Kertsch, führten. Als das bosporische Volk, erzählt er, im Kriege mit den Chersoniten Niederlagen erlitten und ein großes Stück seines Landes verloren hatte, schmiedete es Rachepläne. Die Bosporer stellten sich, als sehnten sie eine Versöhnung herbei, und schlugen den Bewohnern von Cherson vor, Gyfia, die Tochter des Lamachos, des ersten Beamten der Stadt, solle mit dem Sohne des Bosporerkönigs Alexander den Ehebund schließen. Die Chersoniten willigten unter der Bedingung darein, daß der Bräutigam unter ihnen wohne und bei Todesstrafe nie wieder in die Heimath zurückkehre. Unter diesen Bedingungen wurde die Ehe geschlossen. Während jedoch Alexanders Sohn sich scheinbar fügte, suchte er nur eine Gelegenheit, Cherson an seine Landsleute zu verrathen. Nach zwei Jahren starb Lamachos; und Gyfia, die Erbin seiner Reichthümer, beschloß, sein Andenken alljährlich mit einem Fest zu feiern, bei dem die Bürger bewirthet und Tänze, Spiele, gymnastische Wettkämpfe veranstaltet werden sollten. Doch ließ ihr Gatte von Zeit zu Zeit eine Anzahl junger Leute vom Bosporus kommen, die unter dem Vorwande, Gaben aus ihrer Vaterstadt zu überbringen, über die Grenze ritten. Vom Dunkel der Nacht gedeckt, blieben sie dann auf dem Heimweg im Lande; sie gingen im Hafen Leimon (vielleicht das jetzige Balaklava) in Booten an Bord; heimlich wurden sie dann nach Cherson zurückgebracht und in den Gewölben des Schlosses verborgen. Nach zwei Jahren hatte sich so eine Schaar von zweihundert Männern zusammengefunden, die bereit war, am Lamachosfest, wenn die Chersoniten wehrlos, vom Wein berauscht, in tiefem Schlaf lägen, aus ihrem Versteck hervorzubrechen und die Stadt anzuzünden.

Am Vorabend des Festes aber ließ ein zum Dienst herangezogenes Rügblein, das man irgend eines Versehens wegen in eins der Zimmer gesperrt hatte, die über dem Versteck der bosporischen Männer lagen, die Spitze ihrer Spindel in eine Rige des Fußbodens gleiten. Um sie herauszuholen, hob sie einen Stein hoch und sah nun, daß der darunter befindliche Raum von bewaffneten Männern besetzt war. Sie meldet der Herrin ihre

Entdeckung; und als Gylia sich selbst von der Richtigkeit der Behauptung des jungen Mädchens überzeugt hat, läßt sie heimlich die vornehmsten Bürger der Stadt zu sich berufen und befiehlt ihnen, das Fest wie gewöhnlich abzuhalten, doch darauf zu achten, daß sich das Volk nicht dem übermäßigen Genuß berauscher Getränke hingebt, und bei einbrechender Dunkelheit rings um die Mauern des Palastes Brennstoffe aufzustapeln. Sobald sie selbst herausträte, sollten sie dann die Massen in Brand stecken.

Das Fest wurde den Anordnungen Gylias gemäß abgehalten. Sie feuerte ihren Gatten an, dem Wein reichlich zuzusprechen, und ging ihm mit dem Beispiel voran: häufig leerte sie einen purpurfarbigen Becher, der freilich nur mit klarem Wasser gefüllt war. Als ihr Mann sich in seine Gemächer zurückgezogen hatte, um bald darauf an der Spitze seiner Landsleute hervorzubrechen, kam Gylia mit all ihren Frauen und ihrem ganzen Gefinde aus dem Thor geschritten. Die Scheite wurden alsbald angezündet und das Schloß mit sammt seinen Insassen verbrannt. Die Chersoniten wollten es auf öffentliche Kosten wieder aufbauen; Gylia aber lehnte das Anerbieten ab und setzte durch, daß die Stätte, wo man Verrath gegen das Vaterland gesponnen hatte, zum Abladeplatz für den Dünger und die Abfälle der Stadt gemacht wurde. Ihre Landsleute hatten ihr gelobt, sie als Wohltäterin des Staates innerhalb der Stadtmauern zu bestatten. Eine solche Bestattung war in der heidnischen Zeit in der Regel streng verboten, wurde jedoch als ein Vorrecht angestrebt, ursprünglich in der Absicht, die Gebeine und die nachgelassenen Kostbarkeiten gegen die häufig vorkommenden Gräberplünderungen zu sichern. Ein paar Jahre darauf, zu der Zeit, wo Stratofilos, der Sohn des Filomusos, Archont war, beschloß sie, zu erproben, was das ihr geleistete Versprechen werth sei: sie gab sich für tot aus und wurde sofort vor das Stadthor hinausgebracht, um dort, auf dem gewöhnlichen Begräbnißplatz, beigesetzt zu werden. Da erhob sie sich von der Bahre und schalt der Landsleute Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit so berecht, daß die Männer sie einstimmig baten, ihnen zu vergeben und sich sofort in einem ihr beliebenden Theil der Stadt selbst eine Grabstätte auszusuchen. Um aller Ungewißheit für die Zukunft enthoben zu sein, ließ sie das Grabmal zu ihren Lebzeiten bauen. Dort wurde, obwohl ihr auf öffentlichen Plätzen schon zwei Denkmale ragten, eine Bronzestatue der Heldin aufgestellt.

Zwei Züge besonders zeigen, daß diese Erzählung aus dem klassischen Alterthum kommt. Erstens die Geschlossenheit in Gylias Denken und thatkräftigem Handeln; kein Schwanken zwischen ehelicher Liebe und patriotischer Pflicht. Sie kommt, sieht und beschließt. Schon am nächsten Tage läßt sie den Verräther mit all seinen Mannen im Feuer umkommen und betreibt die Sache so gründlich, daß sie nicht einmal den Wiederaufbau des Schloßes

gestattet. Antik ist ferner das Gewicht, das sie auf ihre Bestattung legt. Diesen der Antike eigenthümlichen Zug finden wir noch heutzutage bei den unteren Volksschichten.

Der englische Dichter Sir Lewis Morris hat den Stoff zu einer Tragödie benützt und die Geschichte in die Zeit um 970 verlegt. So spielt sie, merkwürdig genug, elf Jahre nach dem Tode des Kaisers Konstantin, der sie uns überliefert hat. Dieser Kaiser selbst nimmt an, die Begebenheit habe sich mehr als sechshundert Jahre früher, etwa um das Jahr 380,getragen. Erst jetzt ist es geglückt, das richtige, viel frühere Datum festzustellen. Der Mann, dem wir diesen Fund zu danken haben, ist einer der gelehrtesten und feinsten Schriftsteller Englands, Richard Garnett, der frühere Oberbibliothekar im Britischen Museum.

Othia, sagt er, kann nicht im vierten Jahrhundert gelebt haben, wo das Christenthum die Staatsreligion war. Denn das Christenthum jener Tage würde ihr nicht gestattet haben, eine Gedächtnißfeier für ihren Vater mit Tänzen und Belustigungen zu veranstalten; es hätte die Anwesenheit von Priestern und Choralgesang gefordert. Auch hätte sie damals sicher gewünscht, in irgend einer Basilika zu ruhen, und sich nicht mit dem vagen Verlangen begnügt, innerhalb der Stadtgrenze begraben zu werden. Die Geschichte gehört also der heidnischen Zeit an. Dazu kommt noch, daß die angeführten Namen mit dem vierten Jahrhundert gänzlich unvereinbar sind: Lamachos, Asander, Filomachos, Stratosilos. Mit Filos und Stratos gebildete Namen sind in der besten Zeit Griechenlands sehr häufig, sehr selten aber im vierten Jahrhundert und entsprechen keineswegs den unzweifelhaft echten Namen, die Konstantin aus Cherson anführt: Chrestus, Papias, Themistus, Oyslus u. s. w. Lamachos ist ein alter Athenername, vom peloponesischen Kriege her berühmt. Asander ein makedonischer, der unter Alexander dem Großen in Aufnahme kam. Doch haben beide Namen einen alten Zusammenhang mit chersonesischer Geschichte. Lamachos kommt in des Fotus Abriß der Geschichte von Heraklea, die ursprünglich von Memnon aufgezeichnet war, als Name eines der einflußreichsten Bürger von Heraklea zur Zeit des Mithridates vor; Asander ist der Name eines Bosporkönigs, der von 47 bis 16 vor unserer Zeitrechnung regierte. Der Name eines anderen Königs Asander ist uns auf keiner Münze bewahrt worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es also dieser König, den Konstantin erwähnt und dessen Lebenszeit er unrichtig bestimmt. Diese Annahme wird durch eine Bemerkung gestützt, die, ohne allen Zusammenhang mit der Geschichte Othias, in Voelfs Werk über griechische Inschriften zu finden ist: nämlich, daß die Chersoniten vom Jahre 38 oder — wahrscheinlich — 21 an sich einer eigenen Zeitrechnung bedienten. Beide Daten aber fallen in die Regierungszeit Asanders. Schon Voelfh zog daraus den Schluß, daß jenes Datum einen Wendepunkt in der Geschichte

Chersons bezeichnet haben müsse, vermuthlich den, wo die Stadt, die den Königen von Pontus unterworfen gewesen war, ihre Freiheit wiedererlang. Alexander, der nur Vizekönig war, hatte sich, nachdem er seinen Herrn Pharnazes ermordet hatte, unabhängig gemacht. Die Wahrscheinlichkeit spricht nun dafür, daß die Chersoniten den Zeitpunkt, wo statt der mächtigen pontinischen Könige ein kleiner König über sie herrschte, benutzten, um das drückende Joch abzuschütteln. Wir können demnach die Geschichte Gyltas mit ziemlicher Sicherheit auf die Zeit Alexanders (zwischen 36 und 16 vor Christus) zurückführen. Und mit dieser Datirung stimmen die Namen und die in der Erzählung beschriebenen Sitten überein.

Jetzt können wir auch erklären, wie der Irrthum Konstantins entstand. Alexander war der Mörder und Nachfolger des Pharnazes; allein die Geschichte von seinem und seines Sohnes Komplot folgt in Konstantins Buch unmittelbar auf die Schilderung des chersonitischen Sieges über einen König von Bosphorus, Pharnakus. Augenscheinlich hat die Ähnlichkeit der Namen Konstantin verführt, die Geschichte Gyltas falsch zu datiren.

Wer Gylta liebgewonnen hat, weil sie ein Weib nach seinem Sinn war, wird Richard Garnett Dank wissen, daß er ihr einen festen Platz in der Geschichte angewiesen und es unmöglich gemacht hat, sie eine Sagen-gestalt zu nennen. Und wer Richard Garnett liebgewonnen hat, wird sich freuen, an diesem Manne wieder einmal den Scharfblick eines Dichters und Philologen bewundern zu dürfen. In der ganzen heutigen Literatur Englands giebt es keine feinere Gelehrtenphysiognomie. Garnett vereint einander scheinbar widersprechende Eigenschaften. Als Lyriker (Poems) ist er unter den jetzt Lebenden einer der Ersten, an Melodiefülle Reichsten; als Uebersetzer von Gedichten (die Sonette von Dante, Petrarca, Camoens) hat er spielend ungeweine sprachliche Schwierigkeiten überwunden; als Novellist (Twilight of the Gods) bleibt er, mit seinem Griechengeist und seinem Wig, nicht hinter den besten Hellenisten und muntersten Spaßvögeln zurück; als Literaturhistoriker (die Geschichte der italienischen Literatur, die Werke über Carlyle, Emerson, Milton, Essays eines Exbibliothekars) ist er zugleich gelehrt und schlicht. In Allem aber, was er schreibt und sagt, ist er der Mann, den Shelley zum Denker und Dichter geweiht hat. Es war eine Wonne, im British Museum zu studiren, wenn man von Garnetts Händedruck und Rächnen empfangen wurde. Seit er dort nicht mehr sein Königsrecht äbt, einem stillen Prospero auf einer verzauberten Insel gleich, ist es, als hätte der herrliche Ort, der Quell so reichen Wissens, seine werthvollste Anziehungskraft verloren. Ich kenne im Norden einen Mann, der mit Wehmuth daran denkt, das Museum wiederzusehen und Garnett dort nicht mehr zu finden.

Raritätenbetrug.

Im Frühjahr hat Professor Hans Groß, der als Strafrechtslehrer an der Universität Czernowitz wirkt, ein Buch über den „Raritätenbetrug“ veröffentlicht. Die vielseitig angelegte Schrift wird auch für Viele von Interesse sein: der Kunstsammler mag daraus nützliche Winke holen, die ihn zur Vorsicht mahnen, der Jurist wird seine Aufmerksamkeit den scharfsinnigen Argumentationen über die Stellung des Raritätenbetruges im System des Strafrechtes zuwenden, der Nationalökonom kann manches Wissenswürdige über die Werthbildung der in Frage kommenden Güter entdecken. Alle Leser aber können aus dem Buch einen neuen Beleg für die alte Annahme gewinnen, daß jede menschliche Schwäche, die der Ausbeutung fähig ist, mit eherner Nothwendigkeit ihre Ausbeuter findet.

Unsere Zeit ist dabei der Entwicklung der Fälscherindustrie äußerst günstig. Der Reichthum steigt und damit nehmen auch die Mittel zur Anschaffung von Kunstschätzen und Gegenständen der Sammel Liebhaberei zu. Diese selbst wächst sichtlich; ausgeprägt ist dabei der Einfluß jeglicher Mode; die öffentlichen Museen und Sammlungen mehren sich, halten aber fest, was sie einmal erworben haben. Während also Kaufkraft und Kauflust steigen, verringert sich das Angebot; die Preise der wenigen verkäuflichen Objekte schnellen empor. Und damit wächst wieder der Reiz zu Fälschungen, die erleichtert werden durch die Fortschritte der Technik, die Entwicklung der Fertigkeiten, die zunehmende kunstgeschichtliche und sonstige Fachliteratur, aus der auch der Fälscher Belehrung schöpft.

Die Verhältnisse, die sich im Verkehr ergeben, möchte ich an der Hand des von Groß gesammelten Materials hier beleuchten, das theils auf eigenen Beobachtungen, theils auf gewissenhafter Benutzung der vorhandenen Literatur beruht.

Der Betrug mit alten Kunstwerken und anderen Objekten der Liebhaberei kommt in zwei Formen vor. Bei der einen handelt es sich um Mittel und Vorgänge der Täuschung, wie sie in ähnlicher Weise auch auf anderen Gebieten angewandt werden; bei der anderen kommen spezielle, gerade auf den Raritätenbetrug berechnete Kunstgriffe in Frage. An der Grenze zwischen beiden steht zum Beispiel der folgende, als vielbewährt und verbreitet geschilderte Kniff, der namentlich im Verkehr mit auf der Reise befindlichen oder sonst am sofortigen Mitnehmen des Eingekauften gehinderten Bildersammlern zur Anwendung gelangen soll. Der Liebhaber entdeckt in einem Laden ein wirklich gutes, sehr preiswürdiges Gemälde. Die Prüfung ergibt die Echtheit des Bildes; es wird gekauft und die Nachsendung vereinbart; der Käufer schreibt, vielleicht auf die Initiative des Händlers, um die Identität

des Bildes zu sichern, seinen Namen auf die Rückseite des Bildes oder bringt ein anderes geheimes Erkennungszeichen an. Das Bild kommt an, Unterschrift und geheimes Zeichen sind vorhanden und echt, — das Bild ist aber eine mehr oder weniger werthlose Kopie. Wie Das gemacht wird? Auf den Blindrahmen war zuerst die Kopie und darüber das Original gespannt, der Käufer hatte also vorn das Original gesehen und geprüft, seine Zeichen aber auf der Rückseite der Kopie angebracht, so daß der Händler nur die kleine Mühe hatte, nach dem Abgang des Käufers das Original aus dem Rahmen zu nehmen.

Hier ist der Betrug durch Unterschiebung eines falschen Objectes mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln durchgeführt, wenn auch nicht ohne Raffinement. Andere Fälle reichen von der plumpsten Täuschung bis zur komplizirtesten Fälschung, wobei schwierige, an sich werthvolle Arbeiten geleistet werden müssen; bald liegt eine vollständige Fälschung, bald nur die eines Theiles vor, die dann verblümt als Embellirung, Assemblage (Zusammenstellen aus alten und neuen Stücken) u. s. w. bezeichnet wird.

Ein interessantes Beispiel dafür, wie sorgfältig oft eine Täuschung vorbereitet werden muß, giebt die von einem Fachmann gelieferte Beschreibung der Herstellung „alter“ Geigen. Die einzelnen Theile müssen fertig gemacht und entsprechend gefärbt werden; häufig werden dann schon verschiedene Fiklerereien besorgt, da bei echten alten Geigen oft eine bestimmte Stelle der Decke neu ersetzt erscheint. Bevor man den Kasten zusammensetzt, wird der Innentheil mit feinstem Kolophonimpulver eingrieben, um den später einzubringenden Altersstaub festzuhalten; ferner werden die Namen- und Reparaturzettel angebracht, zu denen man Papier aus alten Büchern verwendet, während die Beimengung von Chlorwasser zur Tinte genügt, um sie verblühen erscheinen zu lassen; kleine, künstlich bewirkte, aber reparirte Schäden, allerlei Manipulationen bei der Lackirung bewirken, daß man schließlich für achtzig bis hundert Mark eine Geige hat, die vielleicht für ein paar tausend verkauft werden kann. Charakteristisch für diese Industrie ist, daß auf der internationalen Ausstellung alter musikalischer Instrumente in London 1872 in Summa bloß 22 Geigen, 7 Violen, 7 Violoncelle und 5 Kontrabässe (von italienischen Meistern) zu sehen waren; von den tausenden, die sich angeblich im Besitz von Händlern befanden, kam keine auf die Ausstellung, wo doch die ersten Kenner erscheinen sollten.

Außerordentlich zahlreich sind die Kunstgriffe bei Herstellung „alter“ Bilder. Man nimmt ein wirklich altes, billiges Bild, wäscht die Malerei weg und hat nun die Bahn frei, etwas Neues zu schaffen; die Gefahr von Anständen bei Leinwand, Blindrahmen, Nägeln ist damit beseitigt. Oder man verwendet die noch in gewissen Dörfern nach der Väter Sitte erzeugte

Bauerleinwand, die nur noch entsprechend braun und schmutzig gemacht werden muß. Die Künstlerhandzeichen werden genau nach den vorhandenen Vorlagen imitirt; ist Etwas auf dem Bilde nicht gelungen, so wird die schwache Stelle mit Leinwasser gerieben, weil sich dann dort Schimmelpilze ansetzen und die Stelle ruiniren, — was außerdem ja für das Alter des Bildes spricht. Da Alkohol frische Farben löst, nicht aber alte, also als Prüfmittel gilt, wird die Malerei vor Anbringung des Schmutzes mit einer dünnen Leinlösung überzogen, die eben so gegen Alkohol schützt wie hohes Alter.

Vieligliedrig ist auch die Kette der Personen, die mit dem zweifelhaften Kunsthandel in Verbindung stehen. Neben den ausführenden Organen, unter denen auch wirkliche Künstler vorkommen, die für ihre Arbeiten keinen lohnenden Absatz finden, spielen selbstverständlich professionelle Händler eine große Rolle. Betheilt sind aber auch Personen, die mehr im finsternen Versteck bleiben. So giebt es Leute, die offiziell nur als begüterte Sammler auftreten und scheinbar nur in Ausnahmefällen hier und da ein Stück abgeben; in Wahrheit aber kaufen und verkaufen sie ständig, sind vielleicht nur Etwas wie Kommissionäre eines Händlerringes. Diese falschen Amateure sind natürlich besonders gefährlich, weil man ihnen ein größeres Vertrauen entgegenbringt als den gewerbmäßigen Händlern, der Verkauf von ihnen oft als ein Akt der Gefälligkeit hingestellt und auch aufgefaßt wird, genaue Untersuchungen als eine Art Beleidigung abgelehnt werden und es auch der Eitelkeit mancher Käufer schmeichelt, sich im Besitz eines Stückes aus einer bekannten Sammlung zu wissen. In der Regel verkauft der amateur-marchand zwar nicht gerade Fälschungen, aber Zweifelhafte, stark Ergänztes oder Embellirtes, immer aber zu übermäßigen Preisen. Eine andere, von unlaunteren Elementen nicht freie Gruppe bilden die in Italien häufigen art-critics. Sie sind scheinbar nur Sachverständige, in Wahrheit oft verkappte Agenten von Händlern. Eine Rolle bei Täuschungen übernehmen manchmal auch vornehme Mittelspersonen oder Vorbesitzer durch Ausstellung falscher Atteste und Urkunden. Bemerkenswerth ist auf diesem Gebiet der Fall Weininger, der 1876 vor dem Strafgericht in Wien zur Verhandlung kam. Weininger hatte zwei Altäre im Stil der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts anfertigen lassen und sie, mit Benutzung eines von einem Grafen — gegen Entgelt — ausgestellten Zeugnisses, nach dem die Altäre stets zum gräflichen Familienbesitz gezählt hätten, für zwanzigtausend Pfund nach London verkauft. Die Altäre wurden von den Sachverständigen als nicht echt erkannt, aber doch auf dreißigtausend Gulden geschätzt. Der Fall ist ein Beispiel dafür, mit wie großen Mitteln zuweilen die Fälschung arbeitet.

Zur Folge hat der gelungene Betrug zunächst die Ueberschneidung des Käufers, der unverhältnißmäßig bezahlt hat. Daneben wird aber

auch die Allgemeinheit geschädigt. Kunst und Wissenschaft können durch Fälschungen ja leicht irreführt werden. Ein einleuchtendes Beispiel dafür ist das folgende. 1880 wurde angeblich der Sarkophag eines Bischofs mit vielen Gold- und Silbergegenständen gefunden. Die Seltenheit der Schätze macht einen tiefen Eindruck, die Literatur befaßt sich eingehend mit der Verwerthung des Fundes, man sorgt für Reproduktionen, zieht Schlüsse auf archäologischem und kulturgeschichtlichem Gebiet und nimmt den Fund als wichtige Entdeckung, bis es einem Fachmann gelingt, nachzuweisen, daß der Schatz nur eine froche Fälschung sei. Mit Recht weist Groß darauf hin, daß mit der Enthüllung der Fälschung noch nicht die Folgen beseitigt sind; leicht können sich schon Annahmen eingelebt haben oder Behauptungen fortpflanzen, ohne daß man sich immer der Quelle bewußt ist, aus der sie ursprünglich stammten. Aber auch in anderer Beziehung können durch eine Fälschung weitere Kreise benachtheiligt werden, wenn auch in solchen Fällen die Schädigung nicht so weit reicht wie da, wo die wissenschaftliche Forschung auf Irrwege geleitet wird. Auch hierfür sei ein konkreter Fall verzeichnet. Die salzburger Rubenthaler von 1504 haben einen bedeutenden numismatischen Werth, da, so weit bekannt, nur sechs Stück davon vorhanden sind, die sich obendrein noch in festen Händen befinden; das Stück wird auf siebenhundert bis tausend Gulden geschätzt. Vor einiger Zeit gelang es nun einem spekulativen Manne, sich für eine Weile einen solchen echten Rubenthaler zu verschaffen, vielleicht mit Hilfe eines Dieners eines der sechs Besitzer. Nach dieser Münze wurden Imitationen bei einem geschickten Manne bestellt, der solche so gut auszuführen pflegt, daß man die Nachahmung nur an der winzigen, erhabenen geprägten Firma erkennt, die er loyaler Weise stets anbringt. Nachdem nun diese Firmapprägung sorgfältig abgeschliffen worden war, konnten, unter Anwendung von allerlei Schlichen, mehrere Stücke als echt verkauft werden. Als dann die Sache herauskam, waren nicht nur die Käufer geschädigt, sondern auch die Besitzer der sechs Rubenthaler, die seit dem Prozeß als entwerthet gelten. Niemand weiß nämlich, aus welcher Sammlung der Fälscher das Vorbild bekommen hatte — aus einer der sechs muß es sein —; und eben so wenig ist sicher, ob in die bestohlene Sammlung der echte oder ein falscher Thaler zurückgekehrt ist, da böse Absicht oder auch eine Verwechslung mitunterlaufen sein kann und, wie gesagt, die Imitationen so vorzüglich sind, daß noch dem Ausschleifen der Firma des Erzeugers eine Unterscheidung nicht mehr möglich ist. Deshalb bleiben die Thaler in allen sechs Sammlungen verdächtig.

Wer sich für weitere Mittheilungen über Praktiken und Vorkommnisse auf dem Gebiete der Fälscherindustrie interessiert, sei auf die Schrift von Groß selbst und die in ihr angegebene Literatur verwiesen; eine Fülle von

Angaben enthält namentlich ein etwas älteres Schriftchen von Eudel über die Fälscherkünste (Le Truquage), das von Bruno Bucher für Deutschland bearbeitet worden ist. Die Aufklärung, der diese verschiedenen Schriften dienen, mag Manchen zur Vorsicht mahnen und daher Gutes stiften. Freilich scheint die Menschheit über einen geradezu unerschöpflichen Schatz von Leichtgläubigkeit zu verfügen, der sie immer wieder zur Beute von Parasiten und Betrügern macht. Nicht immer laufen die Dinge so harmlos ab wie in dem Fall eines gelehrten Mitgliebes der Académie des Inscriptions in Frankreich. Dem wurde als Fund ein Töpfchen mit den Buchstaben M. J. D. D. vorgelegt und er glaubte, diese Buchstaben bedeuteten die Wörter *Magno Jovi Deorum Deo* (dem großen Jupiter, dem Gotte der Götter). Leider war es aber nur ein Senfstopf und die Buchstaben bedeuteten *moutarde jaune de Dijon*. Der Scherz wurde aufgeklärt und der Gelehrte lachte mit. Was hier mit Heiterkeit endete, endet sonst recht häufig mit empfindlichen Einbußen. Wie es scheint, ist der strafrechtliche Schutz bei dem so weiterzweigenden Karitätenbetrug ungenügend und der Verbesserung sehr bedürftig. Professor Groß sucht wirksamere Hilfe aber nicht in einem der jetzt so beliebten Spezialgesetze, sondern in einer Verbesserung der Rechtspflege. Den Grund, warum Fälscher von Kunstfachen so selten vor Gericht stehen — und Das ist eine Thatsache, die auch in Frankreich beklagt wird —, findet er nur in dem Umstande, daß zur Untersuchung solcher Delikte besondere Kenntnisse nöthig sind, ohne die der Strafrichter weder mit Zeugen noch mit dem Beschuldigten noch mit den Sachverständigen verhandeln kann. Selten aber bequemt sich ein Kriminalist, sich diese Kenntnisse anzueignen, und deshalb verzichtet der Beschädigte, der den Mißerfolg voraussieht, lieber darauf, eine dem Richter doch kaum verständliche Anzeige zu erstatten, und die Betrüger betrügen ungestört weiter. Wird aber doch einmal eingeschritten, so wird der von keinem an der Entscheidung Mitwirkenden recht verstandene Fall nur mit spitzen Fingern vorsichtig berührt, aber nicht kräftig angepackt und das Ergebnis ist eine schüchtern bemessene, kleine Strafe. Darum fordert Groß, statt eines neuen Spezialgesetzes, bessere Ausbildung der Kriminalisten auf diesem schwierigen Gebiet. Angesichts der Ausdehnung, die heute die Fälscherindustrie nach übereinstimmenden Berichten erlangt hat, wird der Ruf nach einer wirksameren Repression in den Kreisen der Freunde der Kunst und geschäftlicher Ehrlichkeit nur sympathischen Widerhall finden, mag auch das Uebel, das dem ewig neue Formen ersinnenden Trieb nach mühelosen oder unverhältnismäßigen Gewinnen entspringt, nur einzudämmen und nicht aus der Welt zu schaffen sein.

Wien.

Sektionschef Dr. Victor Mataja.

Seine Majestät der König.

Was das Wort eines Königs ist, da ist Macht. Und wer dürfte zu ihm sagen: Warum thust Du Das?

„So; und Chimo soll am Fuß von meinem Bett schlafen; und das jote Silberbuch und mein Bjot, weil ich immer hungarig bin in der Nacht; und Das ist Alles, Miß Biddums. Und nun dieb mir noch einen Fuß und denn will ich einschlafen. . . So! Danz jußig! Oh! Das jote Silberbuch is unter das Topfstäßen beschliddert und das Bjot is danz vertjümelet! Miß Biddums! Miß Biddums! Mich is so unglücklich! Komm und leg mich zujecht, Miß Biddums!“

Seine Majestät gingen zu Bett und die arme, geduldige Miß Biddums, die sich bescheiden als „junge Person, Europäerin, gewöhnt an die Pflege kleiner Kinder“ bezeichnet hatte, war gezwungen, seinen königlichen Launen nachzugeben. Das Schlafengehen war jedesmal ein langwieriger Prozeß, weil Seine Majestät ein besonderes Geschick hatten, zu vergessen, welchen von seinen vielen Freunden, vom Sohn des Wassenlehrers bis herauf zur Tochter des Kommissionärs, er in sein Gebet mit eingeschlossen hatte. Um die Gottheit nicht zu beleidigen, pflegte er sich daher jeden Abend in aller Ehrfurcht vier- bis fünfmal durch sein kleines Gebet hindurchzuarbeiten. Seine Majestät der König glaubte an die Kraft dieses Gebets eben so zuversichtlich, wie er Chimo, dem geduldigen Wachtelhund, oder Miß Biddums vertraute, die ihm seine Flinte — mit jächtigen Zündhütchen — vom obersten Gefirnis des großen Kinderpielschranks herunterholen konnte.

Die Thür der Kinderstube war die Grenze seiner Autorität. Darüber hinaus lag das Reich seines Vaters und seiner Mutter, zweier äuserst furchtbaren Menschen, deren Zeit zu werthvoll war, als daß sie sich mit Seiner Majestät dem König abgeben konnten. Seine Stimme wurde leiser, wenn er die Grenze seiner eigenen Gemächer überschritt, sein Auftreten wurde unsicher und seine Seele war voll Ehrfurcht vor dem würdigen Manne, der in einer Wildniß von einem Taubenschlag ähnlichen Föhern mit faszinirenden rothen Bandstüchchen daran lebte, und vor der wunderbaren Frau, die stets in einem großen Wagen fuhr.

Dem Einen gehörten die Mysterien des Dufstär*)-Zimmers, der Anderen die große, leuchtende Wildniß des Memjahib**) -Zimmers. Hier waren die glänzenden und wohlriechenden Gewänder aufgehängt, meterhoch in der Luft, hier war die Hochebene des Toiletteisches, auf die man gerade noch hinaufsehen konnte und die ein wahres Bruchfeld von „beispjenkelten Lämmen, bestickten Toilett Lärbschen“ und „weichtöpfigen Bürsten“ offenbarte. Dort war kein Platz für Seine Majestät den König, weder in offizidsem Infognito noch in weltlicher Pracht. Das hatte er schon seit Jahren entdeckt, ehe selbst Chimo in das Haus kam oder Miß Biddums aufgedret hatte, über einem Packet zerlesener Briefe zu weinen, die ihr einziger Schatz auf Erden zu sein schienen. Seine Majestät der König beschränkte sich daher weise auf seine eigenen Territorien, wo ihm nur Miß Biddums seine Macht streitig machte, und zwar nicht allzu energisch.

Von Miß Biddums hatte er sein Bischen Religion aufgelesen und es

*) Bureau.

**) Herrin, gnädige Frau.

mit den Erzählungen von Göttern und Teufeln, die er in den Bedientenstuben lernte, zusammengeworfen. Miß Biddams offenbarte er sich mit dem selben Vertrauen, wenn er sein Kleibchen zerrissen hatte oder wenn ein erster Kummer sein Herz bedrückte. Sie konnte Alles wieder heil machen. Sie wußte genau, wie die Erde geschaffen worden war, und hatte das kleine, zitternde Herz Seiner Majestät des Königs in jener schrecklichen Zeit, im Juli, beruhigt, wo es unausgesetzt sieben Tage und sieben Nächte regnete; keine Arche war zu sehen und alle Raben waren schon fortgeflogen. Sie war der mächtigste von allen Menschen, mit denen er in Berührung kam, — ausgenommen immer die beiden entfernt und schweigend dastehenden Leute jenseits der Kinderstubenthür. Wie konnte Seine Majestät der König wissen, daß vor sechs Jahren, in dem Sommer, wo er geboren wurde, Mrs. Kustel beim Herunkramen in ihres Mannes Papiere den leidenschaftlichen Brief einer albernen Person entdeckt hatte, die sich durch die kräftige und schöne Erscheinung des ersten Mannes hatte hinreißen lassen? Was wußte er von dem Unheil, das dieses Stückchen Papier in dem Herzen des verzweifelten und eifersüchtigen Weibes angerichtet hatte? Wie konnte er, trotz seiner Weisheit, errathen, daß seine Mutter es für gut befunden hatte, aus diesem Stückchen Papier eine trennende Schranke zwischen sich und ihrem Gemahl zu errichten, die mit jedem Jahr höher und unabertwindlicher wurde; daß sie dieses aus dem Schreibtisch erstandene Gespenst zum Hausgott erhob, der über ihren Schritten und über ihrem Bette wachte und alle ihre Wege vergiftete?

Diese Dinge lagen außerhalb seines Königreiches. Er wußte nur, daß sein Vater täglich durch eine geheimnißvolle Arbeit für ein Ding, genannt der *Sirbar*^{*)}, in Anspruch genommen wurde und daß seine Mutter stets das Opfer entweder eines *Nautsch*^{**)} oder einer *Burrahhau*^{***)} war. Zu diesen Vergnügungen wurde sie von einem Hauptmann begleitet, den Seine Majestät der König durchaus nicht der Beachtung werth fand.

„Er lacht nicht!“ sagte er zu Miß Biddams, die ihn gern etwas mehr Liebenswürdigkeit gelehrt hätte. „Er macht immer nur Djimassen mit seinem Munde; und wenn er mich küßren will, bin ich danisch küßren!“ Und Seine Majestät der König schüttelte den Kopf, wie Einer, der die Verworfenheit dieser Welt zur Genüge kennt.

Morgens und abends war's seine Pflicht, Vater und Mutter zu begrüßen; den Vater mit einem ersten Händedruck, die Mutter mit einem eben so ersten *Kuß*,^{*)} Einmal, *gita. oc. gwoat, jinet. Witter. Raden. sy. unazoren., mit. oc. es.* bei Miß Biddams zu thun gewöhnt war. Seine gestickte Hemdkante verwickelte sich dabei in einen Ohrring. Die Episode schloß mit einem unterdrückten Schrei und schonungslosem Verweisen in die Kinderstube.

„Es ist nicht gut“, dachte Seine Majestät der König, „Remjahibs zu umarmen mit Dinger in ihren Ohren. Mich wird dajan denken!“ Er versuchte deshalb das Experiment nicht zum zweiten Male.

Miß Biddams vermahnte ihn allerdings. Sie wollte einen Ausgleich

*) Jüdischer Regierungsbeamter.

***) Jüdischer Tanz.

****) Großes Diner.

für Das schaffen, was sie „die rauhe Art von Papa und Mama“ nannte. Als Dienerin des Hauses erfuhr sie nichts von dem Streit zwischen Mann und Frau, von der tiefwurzelnden Verachtung für die Kurzsichtigkeit eines Weibes auf der einen Seite und dem stets neu auslebenden Haß, der durch keine Bernunftperiode zu entwaffnen war, auf der anderen. Miß Biddums hatte schon für viele kleine Kinder geforgt und in manchen Häusern gedient. Als verschwiegene Dame bemerkte sie wenig und sagte noch weniger. Wenn ihre Kleinen über das Meer in das große, unbekannt Land gingen, das Miß Biddums, mit rührendem Vertrauen in ihre Zuhörer, „die Heimath“ nannte, packte sie ihre kleinen Habseligkeiten zusammen und suchte eine neue Stellung, um von Neuem all ihre Liebe an undankbare Kinderherzen zu verschwenden. Nur Seine Majestät der König hatte ihre Zuneigung erwidert. In seine kleinen, an Verstehen noch nicht gewöhnten Ohren hatte sie die Geschichte all ihrer Hoffnungen und Bestrebungen geklärt, von Hoffnungen, die erlöschen waren, Geschichten von jenen glänzenden Tagen, die sie in ihrem angestammten Heim in Kalkatta zugebracht hatte, dicht am Wellington-Square.

Alles einigermaßen Interessirende war in den Augen Seiner Majestät des Königs „Taltutta dat“. Wenn aber Miß Biddums seinen königlichen Willen gekreuzt hatte, so wählte er ein Epitheton von entgegengesetztem Sinn, um die achtbare Dame zu kränken, und alles Unangenehme war „Taltutta schlecht“, — so lange, bis Reuethränen den Troß hinwegspülten.

Hin und wieder erbat Miß Biddums für ihn das seltene Vergnügen, einen Tag in der Gesellschaft der kleinen Tochter des Kommissionärs zubringen zu dürfen, der eigensinnigen, vier Jahre alten Patsie, die zum größten Erstaunen Seiner Majestät von ihren Eltern fast vergöttert wurde. Er dachte lange über diese Angelegenheit nach und kam schließlich auf unbekanntem Wege zu dem Schluß, daß es Patsie so gut habe, weil sie eine blaue Schärpe und blondes Haar besäße. Diese werthvolle Entdeckung behielt er für sich. Das blonde Haar lag absolut außerhalb seiner Macht, da seine eigene struppige Perrücke kartoffelbraun war. Eher ließ sich mit der blauen Schärpe Etwas unternehmen. Er knüpfte einen dicken Knoten in sein Koskitoneß, um sich zu erinnern, daß er Patsie bei ihrer nächsten Zusammenkunft in dieser Angelegenheit konsultiren wolle. Sie war das einzige Kind, mit dem er jemals gesprochen, und fast das einzige, das er je gesehen hatte. Das kleine Gedächtniß und der dicke Knoten hielten gut.

„Patsie, leih mich doch mal Dein blaues Band!“

„Du begähst sie nur“, sagte Patsie bedenklich, da sie sich an gewisse Scheußlichkeiten erinnerte, die an ihrer armen Puppe begangen worden waren.

„Nein, Das will mich nich! Wahrhaftig nich! Ich möchte es dern auch mal tragen!“

„Puh! Jungs tragen teine Szärpen; die sind blos für Mädhen!“

„Das wußte mich nich!“ Die Stimmung Seiner Majestät sank unter Null,

„Wer will gern ein Band haben? Wollt Ihr Pferdebahn spielen, meine kleinen Lieblinge?“ fragte die Frau des Kommissärs, die gerade die Veranda betrat.

„Toby will dern meine Szärpe haben“, erklärte Patsie.

„Nu nich mehr!“ jagte Seine Majestät der König hastig. Er fühlte:

wenn er es mit einem von diesen schrecklichen „Djosen“ zu thun bekam, würde ihm sein armes kleines Geheimniß schamlos entrißen und er vielleicht noch oben-drein ausgelacht werden. Eine schlimmere Entweihung konnte es nicht geben.

„Ich werde Dir eine Knallbambon-Milge geben“, sagte die Frau des Kommissärs. „Komm mit, Toby, wir wollen sie ausfuchen!“

Die Milge war ein steifes, dreispitziges, roth und golden glänzendes Wunder. Seine Majestät pakte sie seiner königlichen Stirn auf. Die Frau des Kommissärs hatte eine Art, die Kinder sehr schnell Zutrauen fassen ließ. Vorsichtig und behutsam richtete sie die mittlere von den drei Spitzen auf, die nicht recht grade stehen wollte.

„Sieht sie djade so dut aus?“ stammelte Seine Majestät der König.

„Wie was denn, mein Kind?“

„Wie das Band?“

„Oh gewiß! Geh nur und besieh Dich selbst im Spiegel.“

Die Worte waren in der aufrichtigen Absicht gesprochen, den Kindern bei ihren Puzvergnügungen, die sie offenbar im Sinne hatten, behilflich zu sein. Ein Kind hat jedoch, so klein und wild es auch scheint, ein feines Gefühl für alles Lächerliche. Seine Majestät der König drehte den großen Spiegel herab und sah sein Haupt mit einem glänzenden, entsetzlichen Etwas, einer Narrenkappe, gekrönt . . . Sein Vater würde es in Stücke reißen, wenn es je in sein Bureau käme. Er nahm es ab und brach in Thränen aus.

„Toby“, sagte die Frau des Kommissärs ernst, „Du solltest Dich nicht so gehen lassen. Ich bin sehr traurig, wenn ich so was sehen muß. Es ist Unrecht!“

Seine Majestät der König schluckten untröstlich und das Herz der Frau regte sich. Sie zog das Kind zu sich auf den Schoß. Es weinte offenbar nicht nur aus Laune. „Was hast Du, Toby? Willst Du es mir nicht erzählen? Bist Du nicht wohl?“

Vergebens rang die Stimme gegen die große innere Erregung: das Schlucken, Schlucken und Zucken war nicht zu stillen. Endlich, in einem plötzlichen Sturz, wurde Seine Majestät von einigen unartikulirten Lauten befreit, denen die Worte folgten: „Deh weg — Du tlei . . . ner schmuziger . . . Teufel!“

„Aber Toby! Was soll denn Das heißen?“

„Das würde er saden! Nicht weiß! Er hat es desagt, als nur ein ganz klein wenig Eidelb auf mein T . . . T . . . Kleidchen war! Und er wird es wieder saden und lachen, wenn ich rein täme mit Das da auf mein'n Kopf!“

„Wer würde Das sagen?“

„P . . . Papa! Und mich meinte, er würde mich in dem djosen Papierkorb unter dem Tisch spielen lassen, wenn ich das blaue Band anhätte!“

„Aber welches blaue Band denn, mein Liebling?“

„Das, was Patsie hat, das bjeite, blaue Band um mein'n Leib!“

„Was ist Dir denn, Toby? Irgend Etwas bedrückt Dein kleines Herz. Du kannst es mir ruhig sagen; vielleicht kann ich helfen.“

„Oh nein, danichts!“ piepte Seine Majestät, seiner Manneswürde eingedenk und den Kopf von dem mütterlichen Busen, auf dem er geruht hatte, erhebend. „Nicht meinte nur, daß Du zu Patsie so dut wärest, well sie das

blaue Band hat; und wenn mich auch das blaue Band hätte, mein Vater wäre auch gut zu mir!“

Das Geheimniß war heraus und Seine Majestät der König schludzte bitterlich, trotz den Armen, die sich um seinen Nacken legten und den Trostesworten, die seine heiße Stirn fühlen sollten.

Da betrat Patfie tumultarisch die Szene, verwickelt in die beste Mahjcer-*) Angelruthe ihres Papas.

„Lomm schnell, Toby! Im Windhirm vor der Haushilr hat sich eine Huh-huh-Eidechse befangt und mich hat Sgimo besagt, daß er sie bewacht. Wenn wir sie pieten hiermit, wird ihr Schwanz Wittel-Wattel machen und abfallen. Lomm schnell! Mich tann nis jan!“

„Lomm schon!“ sagte Seine Majestät der König und kletterte nach einem flüchtigen Kuß vom Schoß der Frau herab.

Zwei Minuten später zappelte der Schwanz der Huh-huh-Eidechse auf der Matte der Beranda und die Kinder waren eifrig bemüht, durch Stöckern mit einem Holzsplitter ihn zu äußerster Lebensfähigkeit aufzuweizen, zu „immer noch ein'm Wittel-Wattel mehr, denn es thut ja Huh-huh nis weh.“

Die Frau des Kommissärs stand in der Thür. „Armer Kleiner! Eine blaue Schärpe! Und mein Kleinos Patfie . . . Ich möchte wissen, ob der Beste von uns, ob wir, die wir unsere Kinder am Meisten lieben, jemals verstehen, was in ihren kleinen Querköpfen vorgeht.“

Sie ging hinein, um für Seine Majestät den König eine Tasse Chokolade zuzubereiten. „Ihre Seelen sind in dem Alter noch nicht in ihren Körpern“, dachte sie; „aber sie sind nicht weit davon entfernt. Ich werde sehen, ob ich Das Mrs. Kustell verständlich machen kann. Armer kleiner Bursche!“

Ohne besondere List anzuwenden, besuchte sie Mrs. Kustell und sprach lange und voll Liebe über Kinder. Dabei erkundigte sie sich auch nach Seiner Majestät dem König.

„Er ist bei seiner Gouvernante“, sagte Mrs. Kustell. Der Ton ihrer Stimme verräth wenig Interesse.

Die Frau des Kommissärs, unerfahren in der Kriegskunst, fuhr fort, zu fragen. „Ich weiß nicht“, sagte Mrs. Kustell; „das Alles ist Miß Biddums überlassen; und natürlich wird sie das Kind nicht mißhandeln.“

Die Frau des Kommissärs erhob sich hastig. Die letzten Worte waren ihr auf die Nerven gefallen. Sie wird das Kind nicht mißhandeln! Als ob damit genug gethan wäre! Ich möchte wissen, was Tom sagen würde, wenn ich Patfie nur „nicht mißhandelte!“

Von der Zeit an war Seine Majestät der König ein gern gesehener Gast im Hause des Kommissärs und ein erklärter Freund von Patfie, mit dem sie durch sämtliche Verstecke tollte, die der Hof und die Bedientenräume boten. Patsies Mama war stets bereit, zu rathen, zu helfen und zu trösten und, wenn Noth am Manne war und kein Besuch da, an ihren kleinen Spielen mit einer Verleugnung ihrer Würde theilzunehmen, die alle glatthaarigen Subalternbeamten shocking gefunden hätten, — sie, die sich ängstlich in ihren Stühlen wanden, wenn sie bei ihr, die sie profaner Weise „Mutter Bunch“ nannten, zu Besuch waren.

*) Rachsartiger Fisch.

Und doch: trotz Patsie und Patsies Mama und trotz der Liebe, die Beide an ihn verschwanden, saß Seine Majestät der König doch tief von seiner Würde herab und beging — man denke! — das schwere Verbrechen des Diebstahls. Unbewußt that ers; schwer aber lastete die That dennoch auf seinem Gewissen.

Eines Tages, während Seine Majestät in der Flur spielte und der Diener gerade zum Mittagessen fortgegangen war, kam ein Mann mit einem Paket für die Mama Seiner Majestät vor die Thür. Er legte es auf den Plurtsch, sagte, Antwort sei nicht nöthig, und ging wieder fort. Sogleich hörte das Muster der Tapete auf, Seine Majestät zu interessiren, während das Paket, ein weißes, niedlich eingewickeltes Paket von auffallender Form, der Beachtung für werth befunden wurde. Mama war aus, eben so Miß Biddums; und um das Paket war eine rothe Schnur gewickelt. Sein größtes Sehnen war eine rothe Schnur! Sie konnte ihm bei vielen von seinen kleinen Geschäften nützlich sein: wenn er seinen Rohrstuhl über die Flur zog, wenn er Thimo vorhatte, der sich nie an das Anschirren gewöhnen konnte, und so weiter. Wenn er die Schnur nahm, würde sie sein eigen sein und kein Mensch wäre dadurch geschädigt. Mama darum bitten? Dazu hatte er nicht die Courage. Er kletterte deshalb auf einen Stuhl, band die Schnur sorgfältig ab und — siehe da! — das steife weiße Papier ging auseinander und ein schönes kleines Lederkästchen mit goldenen Verzierungen kam zum Vorschein. Er versuchte, die Schnur wieder herumzuwickeln, aber es ging nicht. So öffnete er das Kästchen, um seine Sünde ganz auszutosten, und entdeckte einen außerordentlich schönen Stern, der glühte und blitzte und der ihm ganz herrlich schien und jedes Strebens werth.

„Das“, sagte Seine Majestät nachdenklich, „is eine blänzende Tjone; so eine werde ich tjagen, wenn ich in den Himmel komme. Dann tjage ich sie auf meinem Kopf. Miß Biddums hat es desagt. Aber ich möchte sie denn jetzt tjagen! Und mit spielen! Ich werde sie mir nehmen und mit spielen, ganz vorsichtig, bis Mama sie wieder haben will. Mich meint, sie is betauft für mich; zum Spielen; eben so wie meine Larre.“

Seine Majestät sprechen gegen ihr Gewissen. Er empfand es selbst, denn er dachte unmittelbar danach: „Denk nich djan! Mich will nur mit spielen bis Mama danach sjagt, und dann werde ich saden: Ich nahmte es und mich is tjaujig nun! Ich werde es nicht taput machen, denn es ist eine blänzende Tjone! Aber Miß Biddums wird mir sagen, ich soll es zujück legen. Ich werde es lieber nicht Miß Biddums reiben.“

Wäre Mama in diesem Augenblick hereingekommen, so wäre Alles gut abgelaufen. Aber sie kam nicht und Seine Majestät stopften Papier, Kasten und Juwel in die Blouse und marschirten nach der Kinderstube ab.

„Wenn Mama danach sjagt, werde ich es saden“: damit beruhigte er sein Gewissen. Aber Mama fragte nicht ein einziges Mal danach und drei ganze Tage lang saß Seine Majestät der König vor seinem Schatz und starrte ihn an. Er bot ihm keinen irdischen Nutzen, aber er glänzte und war, so viel er wußte, vom Himmel heruntergefallen. Immer noch stellte Mama keine Nachforschungen an und seinen verstohlenen Blicken schien es, als ob die glänzenden Steine von Tag zu Tag träuber würden. Was war der Nutzen einer blänzenden Tjone, wenn sie einen kleinen Jungen seine ganze Schlechtigkeit fählen ließ?

Er besaß die rothe Schnur eben so unangefodten wie den anderen Schatz, aber er wünschte sehnlichst, er hätte sich mit der Schnur begnügt. Es war seine erste Bekanntschaft mit einer Sünde und sie peinigte ihn, seit das heimliche Entzücken, das die „blänzende Tjone“ zuerst erregt hatte, auf ein Minimum zusammengeschrumpft war. Ne länger er zögerte, um so schwerer wurde das Geständniß vor den Leuten jenseits der Kinderstubenthür. Hin und wieder entschloß er sich, der schön angezogenen Dame, wenn sie ausging, in den Weg zu treten und ihr zu erklären, er und kein Anderer sei der Besitzer einer „blänzenden Tjone“, die herrlich anzusehen und bis jetzt noch von keiner Seele ihm abverlangt sei. Aber sie trat immer so schnell an ihren Wagen heran, daß die Gelegenheit vorüber war, ehe Seine Majestät der König so tief Athem holen konnte, wie es zur Ausführung seines edlen Vorhabens nöthig war. Das entsefliche Geheimniß trennte ihn von Miß Biddums, von Patsie und ihrer Mutter; und — zwiefach hartes Schicksal! — wenn er über dem Geheimniß brütete, sagte Patsie, er sei unerträglich, und erzählte es auch ihrer Mutter.

Die Tage wurden Seiner Majestät dem König sehr lang und die Nächte noch länger. Miß Biddums hatte ihm mehr als einmal gesagt, was mit allen Dieben schließlich geschehe; und wenn er an den unbeschreiblich düsteren Fronten des Hauptgefängnisses vorüberging, zitterte er in seinen kleinen Schmürschuhen.

Endlich aber kam die ersehnte Erlösung. Nachmittags hatten Seine Majestät an der Ecke eines Teiches am Ende des Gartens Bootfahren gespielt. Zum ersten Male, seit er denken konnte, mochte er nichts essen, als die Theestunde kam; seine Nase war ganz kalt und seine Backen brannten. Die Zähne waren bleischwer und mehrmals sah er sich an den Kopf, um sich zu versichern, ob er nicht dick angeschwollen sei.

„Mich is so tonnisch“ sagte Seine Majestät der König und rieb seine Nase. „Es macht immer buzz buzz in mein'm Topf.“

Er legte sich ruhig ins Bett. Miß Biddums war ausgegangen und der Diener half ihm beim Entkleiden.

Die Erinnerung an das Verbrechen der „blänzenden Tjone“ war durch das Mißbehagen ausgelöscht, mit dem er nach einigen Stunden schweren Schlafes aufwachte. Er war durstig und der Diener hatte vergessen, ihm Trinkwasser hinzustellen: „Miß Biddums! Miß Biddums! Ich is so durstig!“ Keine Antwort. Miß Biddums hatte Urlaub, um der Hochzeit einer Schulfreundin aus Kalkutta beizuwohnen. Seine Majestät der König hatten Das vergessen.

„Mich möcht' einen Tjunt Wasser haben!“ rief er, aber seine Stimme trodnete förmlich in der Kehle. „Mich möcht' einen Tjunt! Wo ist das Dlas?“

Er richtete sich im Bett auf und sah sich um. Von draußen drang ein Stimmengewirr an sein Ohr. Es schien ihm besser, diesem schrecklichen Unbekannten entgegenzutreten, als hier im Dunkeln sich zu fürchten. Er glitt aus dem Bett, aber seine Beine waren merkwürdig eigensinnig und er taumelte mehrmals hin und her. Dann stieß er die Thür auf und schwankte — eine aufgeregte, im Fieber glühende Gestalt — hinein in das glänzende Licht des Speisenzimmers, das voll von hübschen Damen war.

„Mich is so heiß! Mich is danich wohl“, klagte Seine Majestät der König und hielt sich an der Portiere fest. „Und tein Wasser ist nich im Dlas und mich is so durstig. Dieb mir einen Tjunt Wasser.“

Eine Gestalt in Schwarz und Weiß — Seine Majestät der König konnten sie kaum genau erkennen — hob ihn auf den Tisch und fühlte seinen Puls und seine Stirn. Das Wasser kam und er nahm einen tiefen Schluck; seine Zähne klapperten dabei gegen den Glasrand. Dann schienen Alle fortzugehen, — Alle mit Ausnahme des großen Mannes in Schwarz und Weiß, der ihn zurück in sein Bett trug. Vater und Mutter folgten. Und das Gespenst des „blänzenden Tjone“ war wieder da und ergriff von seiner geängstigten Seele Besitz.

„Mich is ein Dieb!“ schluchzte er. „Mich möchte Miß Biddums sagen, daß mich ein Dieb ist. Wo is Miß Biddums?“

Miß Biddums war zurückgekommen und hatte sich über ihn gebeugt. „Mich is ein Dieb“, wisperte er, „ein Dieb, wie die Männer im Defängniß. Aber ich will Alles einbestehn. Ich nahmte . . . ich nahmte die blänzende Tjone, als der Mann, der tam, sie im Flur ließen ließ. Ich erbjach das Packet und den kleinen bjaunen Tasten; und sie blänzte so schön und ich nahmte sie, um mit zu spielen, und mich fürchtete sich so! Sie ist in der Spielschachtel da unten. Teiner hat danach besjagt, aber mich fürchtete sich so. Oh . . . Delj und hol die Spielschachtel!“

Gehorsam bückte sich Miß Biddums zu dem untersten Fach des Almirals*) herab und grub die große Pappschachtel aus, in der Seine Majestät der König seine werthvollsten Besizthümer aufbewahrte. Unter Zinnsoldaten und einem Vager von schmutzigen Kugeln für ein Blasrohr blinkte und glänzte ein Diamantstern, der ungeschickt in einen halben Bogen Schreibpapier eingewickelt war; auf dem Papier standen einige Worte.

Jemand schrie auf am Kopfsende des Bettes; und die Hand eines Mannes berührte die Stirn Seiner Majestät des Königs, der nach dem Packet griff und es auf dem Bette ausbreitete.

„Das is die blänzende Tjone“, sagte er und weinte bitterlich. Denn jetzt, wo Alles eingestanden war, hätte er gern das glänzende Wunder behalten.

„Es betrifft Dich!“ sagte eine Stimme am Kopfsende des Bettes. „Nies diese Worte. Jetzt ist nicht der Moment, irgend Etwas zu verschweigen!“

Es waren wenige Worte, aber inhaltreich, unterzeichnet von einem einzelnen Buchstaben: „Wenn Sie Dieses morgen Abend tragen, werde ich wissen, was ich erwarten darf.“ Das Datum war drei Wochen alt.

Ein leiser Schrei folgte und die tiefere Stimme fuhr fort: „So weit hast Du es also kommen lassen! Ich denke, wir sind jetzt quitt; nicht wahr? Können wir diese Thorheit nicht für immer begraben? Ist sie unser überhaupt würdig, mein Herz?“

„Tüß mich auch!“ sagte Seine Majestät der König, halb im Traum; „Ihr seid nich sehr böse, nich?“

Die Fieberhitze fiel und Seine Majestät der König schliefen ein. Als er erwachte, war er in einer neuen Welt; Mama und Papa lebten da neben Miß Biddums und viel Liebe gab es in dieser Welt und keine Spur von Furcht und mehr Verzug, als für gewisse kleine Jungen gut ist. Seine Majestät der

*) Großer Schrank mit vielen Fächern.

König waren noch zu jung, um über diese Dinge moralische Betrachtungen anzustellen, sonst würden sie den sonderbaren Eindruck zu bekommen geruht haben, daß ein Vergehen — nein: ein schweres Verbrechen — manchmal mit großem Vortheil verbunden ist. Er hatte die „blänzende Tjome“ gestohlen und die Belohnung dafür war Liebe und die Erlaubniß, im Papierkorb unter dem Tisch spielen zu dürfen, „für immer.“

Eines Nachmittags lief er zu Patsie herüber, um mit ihr zu spielen. Die Frau des Kommissärs wollte ihm gern einen Kuß geben, „Nein, nich da“, sagte Seine Majestät der König mit empörender Frechheit, indem er einen Mundwinkel mit der Hand bedeckte: „Das ist Mammass Platz, wo sie mich küßt!“

„Oh!“ sagte die Frau kurz und dachte dann bei sich: „Mir scheint, ich kann mich seinetwegen freuen. Kinder sind doch selbstjüchtige kleine Dinger; nun, ich habe ja meine Patsie.“

Brighton.

Rudyard Kipling.



Differenzeinwand.

Das Börsengesetz wird revidirt. Preußen hat im Bundesrath die Revision beantragt. Die Agrarier drohen mit Obstruktion. Doch sie werden sich eines Tages in das Unabänderliche fügen müssen und vielleicht nicht einmal Gelegenheit haben, zum Ausgleich ihnen abzurückender Wilderungen an anderen Stellen Verschärfungen einzuschmuggeln. Aber auch das Sehnen der Börsenfreunde wird nicht ganz erfüllt werden. Der verbotene Terminhandel wird nicht im früheren Umfang wiederhergestellt werden; die Hauptthorheit bleibt also im Gesetz. Denn ist der Gedanke, der zum Verbot des Terminhandels führte, der Wunsch, die Spekulation zu beseitigen, nur reaktionär, so ist das zur Durchführung dieses Gedankens gewählte Mittel, das Verbot einer ganz bestimmten Spekulationsform, einfach thöricht. Alle Revisionen, die das Terminhandelsverbot nicht aus dem Gesetz schaffen, sind von vorn herein als verfehlt zu betrachten.

Die Art, wie an die Revision des Börsengesetzes gegangen wird, bezeichnet das Wesen neumodischer Gesetzmacherei. Das ethische Moment hat es den Herren von der Regierung angethan. Welchen wirtschaftlichen Schaden das Gesetz dem ganzen Reiche gebracht hat, wissen die Herren heute noch nicht. Erst als die Freunde der Börse sich auf die Moral beriefen, ward ihnen Gehör geschenkt. Wie die Dinge bei uns liegen, muß man sich, nach einem Zeufzer, ja schon freuen, wenn der Stimme von Kaufleuten überhaupt einmal da gelauscht wird, wo eine starke Hand nach der Klinke zur Gesetzgebung greifen kann. In anderen Ländern würde man sich von nüchternem Erwägung wirtschaftlicher Wirkungen stimmen und bestimmen lassen. Bei uns haben unklare ethische Fasetten in erster Reihe dem Gesetz ins Leben geholfen; und eine Aenderung wird jetzt auch nur an den Punkten zu erreichen sein, wo man mit angeblich moralischen Forderungen arbeiten kann. Beinahe muß man sich schon wundern, daß noch Niemand die Frage aufgeworfen hat, wie die christliche Sittenlehre sich zum Differenzeinwand stelle. Immerhin ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen,

daß die Theologen über diese Materie noch ein Wortchen mitzureden werden. Da eine theologische Fakultät den aus den Buedbriefen bekannten Unterstaatssekretär Vohmann vom Handelsministerium als Ministerialsozialisten zum Doktor honoris causa — wegen seiner Verdienste um die Sonntagsruhe — ernannt hat, kann eine andere Fakultät von Gottbegnadeten den Grafen Posadowsky promoviren, weil er durch die Einschränkung des dem Differenzcinwand offenen Gebietes die öffentliche Moral gehoben habe.

Im Ernst: die Moralpredigt schallt heute in Preußen so laut in den Rath stähler Verunft hinein, daß man mit ihr auch bei der bevorstehenden Aenderung des Börsengesetzes zu rechnen haben wird. Das wurde mir wieder klar, als ich die bei Leonhard Simon erschienene Brochure des Dr. Kießer, des Direktors der Darmstädter Bank, über „Die Nothwendigkeit einer Revision des Börsengesetzes“ durchblätterte. Da wird viel Gescheites über die Nothwendigkeit der Aenderung gesagt. Herr Kießer hat sogar noch neue Gesichtspunkte für die allzu lange beschwagte Angelegenheit zu finden vermocht. Ein reiches Zahlenmaterial zeigt die wirtschaftlichen Folgen der verfehlten Börsengesetzgebung. Und doch ist jedes dieser verständigen Worte in den Wind gesprochen. Aber das Büchlein ist besonders deshalb werthvoll, weil es, ohne daß der Verfasser selbst die Moraltrumpete bläst, uns die Argumente kluger Moralisten kennen lehrt. Ich habe schon früher hier über die Vergiftung der öffentlichen Moral durch die gesetzliche Herausforderung zum Differenzcinwand gesprochen. Herr Dr. Kießer fährt in dem Anhang zu seinem Buch eine Menge einzelner Fälle an, die namentlich andere Nationen erschauern muß; zum Beispiel die Engländer, denen wir in Protestversammlungen so gern unsere höhere Sittlichkeit vorrücken. Auf eine Umfrage der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben 101 Berliner Bankfirmen 101 Differenzfälle aus ihrer eigenen Praxis mitgetheilt. Aber vielleicht könnte irgend ein feumber Centrumsmann gerade aus dieser graufigen Thatsache die Berechtigung des Differenzcinwandes herzuleiten versuchen und sagen: Da seht Ihr, wie nöthig es war, die Unerfahrenheit und die Tugend zu schützen, wenn so viele Menschen in der kurzen Zeit seit dem Bestehen des Börsengesetzes schon gezwungen waren, sich gegen die Ausbeutung aufzulehnen. Und wirklich kann ein naiver Mensch, bevor er die einzelnen Fälle aus der Enquete des Centralverbandes des deutschen Bank- und Bankiergewerbes vom Juni 1901 durchgesehen hat, sich nicht vorstellen, daß in der „Liste der Personen, die den Register- und Differenzcinwand erhoben haben, fast durchweg nur Kaufleute, Fabrikanten, Rentiers, Haus- und Hotelbesitzer, Bankiers u. s. w. figuriren.“ Kießer hat nun, mit Angabe der Namen, auch die Differenzcinwände aufgezählt, die in der letzten Zeit besonderes Auffsehen gemacht haben. Sie sind zu charakteristisch, als daß man sie ganz übergehen könnte. Da haben wir zunächst den Fall Löwenberg. Der Bankier Löwenberg, der seit 1897 ins Börsenregister eingetragen war, gerieth in Konkurs. Der Konkursverwalter zog nun sofort die Forderungen der Firma aus sämtlichen Börsengeschäften ein, bestritt aber die Verpflichtungen des Creditors, so daß die Konkursmasse wahrscheinlich einen Ueberschuß der Aktiva über die Passiva ergeben wird. Dieser Fall ist ganz besonders lehrreich. Unzweifelhaft macht das leidige Börsengesetz dem Konkursverwalter zur Pflicht, den Differenzcinwand zu erheben; aber es

giebt ihm nicht etwa das Recht, die Forderungen einzuziehen. Dann wird der Fall der Bankfirma Salomon & Sohn in Köln angeführt; da hat das Konkursgericht entschieden, von einer Zahlungseinstellung sei nicht zu reden, weil Börsenschulden nicht als Schulden anzusehen seien. Ferner der Fall Louis Schott in Mag.; diese Firma wurde durch den dreiften Differenzeinwand der Kundschaft in den Konkurs getrieben. Und den Schluß bildet der Brief, den der Bankier Goldschmidt in Mühlheim an der Ruhr noch im August 1901 an die Firma Samuel Zielenziger gerichtet hat, um, unter Androhung des Differenzeinwandes, das für einen Kuz gezahlte Geld zurückzufordern. Der Kuz war im Jahre 1899 abgenommen und mit 8200 Mark baar bezahlt worden. Im Lauf des Jahres 1900 war er bis über 20 000 Mark gestiegen, dann allerdings wieder bis unter 1000 Mark gefallen.

Interessanter aber als diese der Öffentlichkeit ja schon hinlänglich bekannten Fälle sind die anderen Einzeldaten, die ohne Nennung der Namen angeführt werden. Sie sind typisch für die Unverschämtheit der Versuche, unter Mißachtung von Treue und Glauben die Bankiers zu betrügen. Bei einer süddeutschen Bankfirma kauft ein Rentier, der dort ein sehr großes Effektendepot hat und außerdem Besitzer eines verhältnismäßig schuldenfreien, werthvollen Hauses ist, für 100 000 Mark Effekten, die ihm auf Konto belastet werden. Der Kauf ist per Kassa erfolgt. Trotzdem klagt der Mann auf Herausgabe des Depots und Stornirung der Rechnung. Dieser Mann war Stadtverordneter und Mitglied der Handelskammer. Ein großes schlesisches Bankhaus stand seit mehreren Jahren in Verbindung mit einer angesehenen Bankfirma, die im August 1900 gezwungen war, ihre Zahlungen einzustellen. Ein gütlicher Vergleich wurde angestrebt und von dem Haus der Vorschlag gemacht, den Gläubigern aus anderen Transaktionen 50, den Bankfirmen aber nur 20 Prozent zu vergüten. Die Firma schrieb zur Motivirung den folgenden Brief: „Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, den Firmen, die gegen mich Ansprüche aus Börsentransaktionen erheben, den Differenzeinwand entgegenzuhalten, und es ist mir ungemein peinlich, daß ich gezwungen bin, Ihnen eine geringere Dividende anzubieten als meinen anderen Gläubigern. Es haben aber bereits mehrere Gläubiger dringend verlangt, daß ich auf meine Börsendifferenzen gar nichts zahle, damit für die übrigen Forderungen mehr übrig bleibe. Bei einem gleichmäßigen Anerbieten wäre also mit Sicherheit anzunehmen, daß es von jenen Gläubigern nicht angenommen und dadurch der Konkurs herbeigeführt würde. Ich muß also suchen, einen Mittelweg einzuschlagen, und als solcher stellt sich mein Vorschlag dar. Es wird vielleicht noch viele Mühe kosten, jene Gläubiger zu überzeugen, daß ich Sie nicht ganz leer ausgehen lassen kann. Trotz der ungleichen Behandlung darf ich Sie aber wohl bitten, dem Vergleich Ihre Zustimmung nicht zu verweigern; denn in einem Konkurs entfiel auf Sie nichts.“

Fälle, wo die Bankiers durch ihre Kundschaft zur Erhebung des Differenzeinwandes gedrängt werden, gehören überhaupt nicht mehr zu den Ausnahmen. Sehr bezeichnend ist dafür die Klage einer Bankfirma, gegen die ein Cigarrenfabrikant zunächst selbst den Differenzeinwand erhoben und dann noch so und so vielen Anderen empfohlen hat, von den „Böhlthaten des Gesetzes“ Gebrauch zu machen. Die Firma war dadurch gezwungen, an ihre sämtlichen berliner

Bankverbindungen ein Rundschreiben zu erlassen, worin sie ihnen mittheilte, daß sie ohne Hilfe der Berliner den Konkurs anmelden müsse.

Wie schlau und verschmigt unter dem Schutze des Gesetzes betrogen wird, zeigen Fälle, wo ein Papier per Kassa gekauft und per ultimo mit Gewinn bei dem selben Bankier verkauft worden ist. Der Kunde bestritt dann einfach die Rechtsgiltigkeit des Ultimoverkaufes, forderte aber gleichzeitig den Gewinn aus dem Kassageschäfte. Sehr häßlich ist auch der Einfall einer in Liquidation gerathenen Bankfirma, die während der Jahre 1897 und 1898 in das Börsenregister eingetragen war. Die einträglichen Geschäfte jener Jahre erkennt sie unbedingt an; die Verluste aus der folgenden Zeit, wo sie nicht im Börsenregister stand, will sie aber nicht bezahlen. Noch viel netter ist, daß Jemand, der eine halbe Million geerbt hat, bei einer Bankfirma 200 amerikanische Shares kauft, dann aber, als auf diesem Geschäft ein Verlust von 5000 Mark ruht, den Differenzeinwand erhebt. Zur selben Zeit hat der selbe noble Herr ein sehr umfangreiches Engagement, auch in amerikanischen Shares, bei einer anderen Firma des Plages. Dieses Engagement wird auf den Namen seiner Frau übertragen, die eheliche Gütertrennung wird aufgehoben und der inzwischen auf dieses Engagement entfallene Gewinn eingestrichen. Gegen die Erhebung des Differenzeinwandes schützt aber nicht einmal die Bestätigung der halbjährigen Kontokorrent-Auszüge. Denn eine Firma, der vorgehalten wird, daß sie doch stets die Auszüge bestätigt habe, führt gerade diese Thatfache als einen Beweis dafür an, daß ihre Rothlage ausgebeutet worden sei. Denn sie hätte sich nicht zehn Jahre lang zur Bestätigung der Kontokorrente verstanden, wenn sie in der Lage gewesen wäre, den Debitsaldo zu bezahlen.

Nach dieser Blüthenlese wird man wohl zugeben, daß die moralische Ver lumptheit in geradezu erschreckender Weise um sich gegriffen hat und daß die durch das Börsengesetz geschaffenen Zustände eine öffentliche Gefahr zu werden beginnen. Herr Justizrath Nieher hat sicher Recht, wenn er schreibt: „Es giebt keine lokalisirte Demoralisation. Wer einmal und auf einem Gebiete Treue und Glauben mühelos und mit sichtbarem Erfolg mit Füßen getreten, wer lächelnd Bettern und Basen gerathen hat, doch auch in gleicher Weise vorzugehen. Der wird nur allzu leicht das gegebene Wort auch auf anderen Gebieten brechen und wird von Wortbruch und unlauterer Handlungsweise zu Betrug und Fälschungen, wie wir sie in letzter Zeit in so großem Umfange auch bei Kaufleuten schaudernd erlebten, keinen allzu großen Weg mehr zurückzulegen haben.“

Aufgefallen ist mir, daß unter den von Nieher angeführten Fällen die wenigsten mit einem gerichtlichen Urtheil enden. Meist haben die Bankiers einen schimpflichen Vergleich vorgezogen. Das ist aus den verschiedensten Gründen bedauerlich. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß den Bankiers selbst des Bewußtseins des Rechtes fehle. Schon um solchen Vorwurf zu entkräften, dann aber auch, um dem Kampf ums Recht mehr Raum zu schaffen, müßte der Bankierbund, wenn er wirklich etwas Praktisches leisten will, die Föhrung solcher Prozesse in die Hand nehmen. Die wirksamste Agitation ist hier: gerichtliche Urtheile herbeizuföhren. Schon jetzt freilich sieht man, daß unter der Herrschaft des Börsengesetzes die Treue längst zum leeren Wahn geworden ist. Plus u.s.



Notizbuch.

Nichts hier von den kostspieligen Verzögerungen unseres jetzigen, noch jungen Feldgeschüßes die Rede war, die, beiläufig sei bemerkt, inzwischen auch auf einen großen Theil der bisher schmucklosen Rohre der Fußartillerie ausgedehnt worden sind, wurde gesagt, über die Leistungsfähigkeit und Geschöftskraft dieses Geschöfses sei das letzte Wort noch nicht gesprochen. Das war am sechszwanzigsten März 1898, also ziemlich genau ein Jahr nach dem kaiserlichen Erlaß, der die Einführung der neuen Feldkanone befaßl. Der zweiundzwanzigste März 1897 hatte nämlich außer der — wie das Armeeverordnungsblatt so schön sie nennt — „Erinnerungsmedaille an Kaiser Wilhelm den Großen“ auch jene Ordre gebracht. Ueber den Verfügungen dieses Tages scheint aber kein guter Stern gestanden zu haben. Jeder unweise Rekrut, der noch nichts geleistet hatte, erhielt die Denkmünze. Ehreuvoll verabschiedete, zur Disposition gestellte oder zum Beurlaubtenstande übergetretene Offiziere aber, die zehn, fünfundzwanzig und mehr Jahre unter den drei Kaisern treu gedient und gearbeitet hatten, gingen leer aus, sofern sie nicht an jenem Tage zufällig gezwungen waren, dienstlich die Uniform zu tragen. Diese selben Offiziere des Beurlaubtenstandes werden aber gut genug befunden, sich an der Aufbringung der Kosten für die Moltke- und Roon-Denkmalter betheiligen und ihre freie Zeit den Kriegervereinen widmen zu dürfen. Alles natürlich nur „freiwillig“. Sie mögen mehr oder weniger resignirt der Frage nachdenken, wie es kommt, daß die Rathgeber des Kaisers sie für solche Zwecke stets zu finden wissen, bei zu gewährenden Vortheilen sich aber ihrer nicht erinnern. Vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus gesehen, mag Das für den Einzelnen hart und bedauerlich sein. Für die Allgemeinheit ist es eben so unwichtig wie die Vertheilung der fünfzigtausend Chinamebailen an Nichtkombattanten, selbst wenn sich darunter der Präsident Voubet befindet. Genster, sogar sehr ernst ist aber die Feldgeschüßfrage. Ob es nothwendig oder richtig war, die abschließenden Versuche zur Schaffung eines neuen Materials so zu beschleunigen, daß die Einföhrungsordre gerade auf den Wilhelmstag fallen konnte? Kundige zweifeln auch hier, wie sie zweifelten, ob das neue Bürgerliche Gesetzbuch pünktlich zur Jahrhundertwende in Kraft treten müsse. Gerade zu jener Zeit lagen auf dem Gebiete der Feldgeschüßkonstruktionen neue Ideen und Verbesserungsvorschläge sozusagen in der Luft. Hervorragende Privatfabriken und Konstrukteure im Inlande wie im Auslande hatten schon damals, wie den Rathgebern des Kaisers nicht unbekannt sein konnte, Vasseten nicht nur entworfen, sondern auch ausgeführt, die, wenn sie auch nicht die Vollkommenheit der neuesten Typen zeigten, doch erhebliche Vorzüge vor den in den königlichen Artillerie-Werkstätten hergestellten aufwiesen und die vor allen Dingen entwicklungs-fähiger waren als jene, deren einziger, gewiß nicht zu unterschätzender Vortheil ihre rusticosté ist. Und wie mit der Vassete, so war es auch mit der konstruktiven Anordnung des Schießbedarfes und der Gestaltung des Verschlußes. Wurde doch für die kurze Zeit nach und neben der Kanone angenommene Haubitze ein Verschluß verwendet, der trotz größerer Einfachheit ein schnelleres Laden und Schießen gestattet als der der Kanone, — ein Vortheil, der bei der Haubitze wegen der dieser Geschüßart im Uebrigen anhaftenden Eigenschaften, die ein langsameres Feuer bedingen, nicht zur Geltung kommt. Schon zwei Jahr — der Benennung gemäß sogar nur ein Jahr — nach der Einföhrung unseres Feldartilleriematerials konnten die Franzosen mit einem

folchen auftreten, das eben so geräuschlos im Geheimen entstanden war wie das unsere, dabei aber neben einer geringen ballistischen Ueberlegenheit die dreifache Feuergehwindigkeit des deutschen hat, der Bedienung einen nicht zu verachtenden Schutz gegen Schrapnellfeuer gewährt und durch seine Organisation eine außerordentlich umfangreiche Munitionausrüstung gestattet. Sein einziger Nachtheil ist eine nicht allzu traglich zu nehmende Komplexität und der etwas geringere Grad seiner Beweglichkeit. Tüchtige deutsche Ingenieure und Offiziere haben den vor längerer Zeit in Deutschland geborenen Typ der französischen Feldgeschütze still der Vollkommenheit näher geführt und sehen nun voll Freude, daß ihr in der Ausbildung eine Zeit lang vernachlässigtes geistiges Kind seine in dieser selben Zeit bevorzugten französischen Geschwister bei jeder Prüfung auf neutralem Boden in seinen Leistungen überragt. Um das Bild zu veranschaulichen: deutsche Rohrrücklaufgeschütze tragen im Ausland den Sieg über französische davon. Die glücklichen Staaten, die die Neubewaffnung ihrer Artillerie noch nicht vorgenommen haben, werden in die Fußstapfen Frankreichs treten, aber zum größten Theil deutsche Konstruktionen verwenden. Deutschland wird hingehen und ein Gleiches thun. Es wird aber in seinen Entschlüssen dadurch behindert sein, daß es sein jetziges Material nicht einfach zum alten Eisen werfen kann, sondern davon so viel wie möglich verwenden muß oder will, und deshalb leider keine einheitlich abgerundete Konstruktion haben. Aufgabe der artilleristischen Sachverständigen wird es sein, zu beurtheilen, wann und wie eine solche „Aptirung“ eintreten soll. Daß sie kommen wird, bald kommen muß, wird in unterrichteten Kreisen für so sicher gehalten wie das Amen in der Kirche. Möge der Kaiser bei der Entscheidung eine eben so glückliche Hand haben wie bei der Einführung der nach dem Jahre 1891 benannten Geschützkonstruktion. Damals wurde die deutsche Artillerie durch ihn vor der Thorheit bewahrt, Brisanzgranaten als Einheitgeschosse statt des Schrapnells M/91 anzunehmen. Wenn sie sprechen dürften oder wollten, würden die Offiziere des ersten Gardefeldartillerie-Regiments aus jener Zeit darüber ein gar lustiges Kabinetsstücklein erzählen können.

Wieder sind im Gebiete der preussischen Staatsbahnen Menschen getödtet, Menschen verwundet worden. Die Zahl der Opfer ist diesmal ungefähr so groß wie in den Durchschnittsgefechten der südafrikanischen Guerilla. Nachgerade häufen diese Unfälle sich in Preußen so, daß dem Messiaschef um Kopf und Büsen bang werden sollte. Herr Thielen wird ja fast nie angegriffen; erstens, weil er hochrothen Antlitzes alter dicker verkündet hat, der Kruppkanal werde „doch“ gebaut; zweitens, weil er die „Zukunft“ mit Mannesmuth boykottirt. Seine Leistungen aber zeigen ihn als eine problematische Natur im Sinn Goethes. Der Kanal, sagt er, ist nöthig, denn die Eisenbahndirektion wird im Industriegebiet des preussischen Westens den Verkehrsbedürfnissen bald noch weniger genügen können, als sie es jetzt schon vermag. Die aller Fortsetzung spottende Ueberfüllung der Sonn- und Feiertagszüge im Berliner Stadt- und Vorortverkehr, sagt er, ist nöthig, denn ohne solche Ueberfüllung könnten Abertausende nicht befördert werden. Diese Nothwendigkeiten mögen bestehen, so lange Herr Thielen einer Behörde präsidirt, die als die rückständigste und schwerfälligste aller Bureaokratien längst bekannt ist. Der Herr Minister selbst aber ist keine Nothwendigkeit. Darin stimmt das Urtheil der Unterbeamten mit dem des Publikums überein. Wenn ein junges, seit der Elektrifizierung ins Riesige gewachsenes Unternehmen wie die Große Berliner Straßenbahn ohne allzu empfindliche Störungen

den Verkehr bewältigt, trotzdem streng darauf geachtet wird, daß ihre Wagen auch nicht einen überzähligen Fahrgast mitnehmen, dann sollte es auch für die preussische Staatsbahn nicht unmöglich sein, unter den selben Lebensbedingungen ihre Pflicht zu erfüllen. Jeder Unfall in dem immerhin noch neuen Betrieb der elektrischen Bahnen, die durch überfüllte Straßen fahren, wird aber in der Presse bezetert, während die gute alte Staatsbahn über Reichen dem Tempel des Ruhmes entgegenrollt.

* * *

Immer leht in dem widrigen und werthlosen Polengezänk, das durch die Gassen tobt, ein Argument wieder. Wie tief, jeden zweiten Tag mindestens liest mans im Blättchen, muß der Kulturstand der preussischen Polen sein, da ihre Kinder glauben, der Heiland und die Jungfrau Maria hätten polnisch gesprochen und polnisch spreche auch der Papst. Es ist immer nett, wenn berliner Durchschnittschreiber sich für die Kultur erziehen; diesmal aber ist der Eifer besonders spaßhaft. Soll der Pfarrer etwa den Kindern sagen: Was ich Euch lehre, ist vor neunzehnhundert Jahren unter ganz, ganz anderen Verhältnissen fern im Osten der Welt verkündet worden und die Gestalten, die Ihr lieben lernen sollt, würden von Eurem Reden, Denken, Fühlen nicht das Geringste verstehen? Das wäre sehr unklug; und sehr unchristlich. Jedes Herz, selbst der nicht allzu fromme Faust empfand es, spricht zu den Geschöpfen seiner Phantasie in seiner Sprache. Und wenn dem katholischen Klerus der Provinz Posen nicht Schlimmeres vorzuwerfen wäre als die Thatfache, daß er die Kinder lehret, Jesus, Maria, der Papst sprächen die Sprache, in denen das Herz des Polen sie anruft, dann könnte das liebe Vaterland noch recht lange ruhig sein.

* * *

Der Kaiser hat am achtzehnten Dezember den Künstlern vorgeworfen, sie stiegen nicht nur in den Sinnstein, sondern auch zu Marktschreierei und Reklame hernieder, und hinzugefügt: „Ich glaube nicht, daß Ihre großen Vorbilder auf dem Gebiete der Meisterschaft, weder im alten Griechenland noch in Italien noch in der Renaissancezeit, je zu der Reklame, wie sie jetzt durch die Presse vielfach geübt wird, gegriffen haben, um ihre Ideen besonders in den Vordergrund zu rücken.“ Dieser Glaube irrt ganz sicher nicht. Weder Zeugis noch Luca della Robbia haben Notizen in Tageszeitungen lanciert und Interviewern Auskunft über die Werke gegeben, an die sie „eben die letzte Hand legen“. Und da auch die „Bosche“ noch nicht erschienen, konnten die Zeitgenossen Michelangelo nicht für fünfundschwanzig Pfennige in der Casa Buonarrotti am Modellirtisch in der engen Arbeitszelle sitzen sehen. Die heute lebenden Künstler, die mit ihren Vorfahren fremden Begriffen, wie Abjaj, internationalem Markt, zu rechnen haben, träuben sich selten gegen Reklame, die ihnen meist freilich von lästern nach Neuigkeit spähenden Reportern aufgedrängt wird. Die Annahme, auch an dieser Stelle der Rede habe der Kaiser die Künstler gemeint, die „das Elend noch schreuslicher hinstellen, als es schon ist“, wird schon durch die Anredeform des die Reklame verdammenen Sages widerlegt. Die Herren, die der Monarch zum Festmahl um sich versammelt sah, haben mehr mit der Presse gearbeitet, als je vorher in deutschen Landen bei Künstlern üblich war; jeden Besuch, jedes huldvolle Wörtchen des Kaisers haben sie geschickt verwertset. Nur ihnen kann deshalb der Tadel des Herrschers gegolten haben. Und es ist gut, daß doch einem Say dieser Rede wenigstens jeder Kunstfreund ohne Bedenken zustimmen kann.